PT
2082
.B5

Friederike und Lili

Fünf Goethe-Aufsätze

von Dr. Albert Bielschowsky

CONCORDIA UNIVERSITY
PT2082.B5 C001 V
FRIEDERIKE UND LILI MUNCHEN
3 4211 000084482

Friederike und Lili

Im gleichen Verlag ist ferner erschienen:

Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. A. Bielschowsky. In zwei Bänden.

Band I: 9. und 10. Auflage, 27.—33. Tausend, mit einem Titelbild in Gravüre: Tischbeins Goethe in Italien. In Leinwand geb. Mk. 6.—; in feinstem Halbkalblederbande Mk. 8.50.

Band II: 8. und 9. Auflage, 24.—30. Tausend, mit einem Titelbild in Gravüre: Stielers Goethe-Porträt. In Leinwand geb. Mk. 8.—; in feinstem Halbkalblederbande Mk. 10.50.

Lilis Bild. Geschichtlich entworfen, von Graf Ferdinand von Dürckheim. Zweite vermehrte Auflage von Dr. A. Bielschowsky. Mit Porträt. Fein geb. Mk. 4.—

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oscar Beck in München

Albert Bielschowsky

Friederike und Lili

Fünf Goethe-Aufsätze

von

Dr. Albert Bielschowsky

Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers

München 1906
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort des Herausgebers.

Den Wunsch der Witwe des zu früh abgeschiedenen Dr. Albert Bielschowsky, die folgenden fünf Aufsätze neu herauszugeben, habe ich um so lieber erfüllt, als ich seine freundschaftliche Gesinnung im Leben ihm so wenig vergelten konnte. Seine Goethe-Biographie hat weite Verbreitung und verdiente Anerkennung gefunden. Das fest umgrenzte, lebenswarme, mit Künstlergeist geschaffene Werk, das die liebevollste Vertiefung und die ehrlichste Hingebung auf jeder Seite bezeugt, wird auch in ferner Zukunft weder vergessen noch gering geachtet werden.

Auch diese kleineren Aufsätze, so hoffen wir, werden dankbare Leser finden. Zwar ist gegen einzelne Auffassungen Bielschowskys Widerspruch erhoben worden; wie überhaupt, so gibt es auch in der Wissenschaft keinen Stillstand, der nachfolgende Forscher hat Irrtümer des früheren zu berichtigen: daß aber von Bielschowsky, auch wo er geirrt hat, jeder lernen kann, wird kein Einsichtiger bestreiten. Zahlreiche handschriftliche Zusätze des Verfassers, die gleich den Anmerkungen in seiner Biographie (Vorwort S. VII) nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten bald für den Forscher, bald für den Laien ausgewählt sind, hat der Unterzeichnete geprüft und sie

947

fast alle aufgenommen. Selbstverständlich ist nirgends geändert, nur unbedeutende Versehen im Text sind stillschweigend verbessert, eigene Zusätze und Hinweise des Herausgebers durch Klammern ( ) bezeichnet worden.

Die erste Arbeit „Friederike Brion" erschien ursprünglich als selbständige Schrift, Breslau 1880, 47 S. Zu dieser hat Bielschowsky Anmerkungen schon 1880 drucken lassen, sie sind mit † hervorgehoben. Der zweite Aufsatz — zuerst im Goethe-Jahrbuch 1891, 12. Bd. S. 211—227 — handelt „über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder". Bielschowsky wies fünf Lieder Lenz zu: die erhobenen Einwendungen wollte er nach Beendigung seines Werkes widerlegen (s. I, 502. 1896). In diesem Jahre ist eine bedeutende Schrift von Edward Schröder erschienen, die die Frage nach dem Eigentum Goethes wieder aufnimmt: „Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz. Nebst einem Exkurs über Lenzens lyrischen Nachlaß." (Aus den Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1905, Heft 1). Zwar stimmen Bielschowsky und Schröder in einigen Punkten überein, aber Schröder tritt im Gegensatz zu ihm nach umfassender Untersuchung der Ansicht Loepers und Weinholds bei, daß Nr. 1, Nr. 3, Nr. 8 nicht von Lenz, sondern von Goethe gedichtet sind. Nr. 3 „Nun sitzt der Ritter . . ." nennt er eine gereimte Epistel, Nr. 8 „Balde seh' ich Rickgen wieder" ebenso, durch die der Liebende seinen Besuch ankündigt. In Klammern habe ich an verschiedenen Stellen auf die wichtige Arbeit Schröders hingewiesen. Für den weiteren Kreis der Leser aber sind die Gedichte aus dem sogenannten Sesenheimer Liederbuch, nach Hirzels und Bernays „Der junge Goethe" Bd. I abgedruckt worden,

jedoch mit Verbesserung der wesentlichen Versehen, die Schröder S. 57 f. aufgewiesen hat.

Der dritte Aufsatz „Goethes Lili" erschien in Westermanns Monatsheften, August 1887, die beiden letzten in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 60 Heft 4 und Bd. 69 Heft 5. Zum fünften Aufsatz fanden sich keine handschriftlichen Zusätze Bielschowskys.

Der aus Bettelheims Biographischem Jahrbuch mit Erlaubnis der Verlagshandlung Georg Reimer in Berlin wieder abgedruckte Nachruf von Gotthold Klee wird die Persönlichkeit des liebenswerten Menschen den Lesern näher bringen.

Noch seien folgende Abkürzungen erklärt: D. W. = Dichtung und Wahrheit; G.J. = Goethe-Jahrbuch; Der j. G. = Der junge Goethe; W. A. = Weimarer Ausgabe der Werke Goethes; H. = Hempelsche Ausgabe; Vjschr. = Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Zuletzt danke ich für tatkräftige Mithilfe, nicht bloß bei der Korrektur, Herrn Professor Dr. F. J. Wershoven.

Berlin, 27. Oktober 1905.

Dr. Daniel Jacoby.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers V
Nachruf von Gotthold Klee 1
Friederike Brion 19
Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder 63
Goethes Lili 105
Die Urbilder zu Hermann und Dorothea . . . 153
Lili und Dorothea 179
Anmerkungen 195

Zum Gedächtnis Albert Bielschowskys

Albert Bielschowsky wurde am 3. Januar 1847 zu Namslau in Schlesien geboren. Er entstammte einer kinderreichen Kaufmannsfamilie der kleinen Kreisstadt und wurde schlicht, in beinahe spartanischer Einfachheit erzogen. Das Elternhaus, wo er in Ehrfurcht und Demut aufwuchs, mußte er schon im elften Lebensjahre verlassen, um das Gymnasium zu Öls zu besuchen und später zuerst in Breslau, dann in Berlin Philologie zu studieren. Von Universitätslehrern übten dort der Philosoph Christlieb Braniß und der Historiker Karl Neumann bedeutenden Einfluß auf den bescheidenen, von freudigem Wissenstriebe glühenden Studenten; hier nahmen sich Karl Werder, Moriz Haupt und Karl Müllenhoff wohlwollend seiner an. Eine entschiedene pädagogische Begabung führte ihn dem höheren Lehrfach zu. Nachdem er die Staatsprüfung ehrenvoll bestanden und mit einer gediegenen Abhandlung über die gemeinsamen Männermahle der Spartaner (De syssitiis Spartanorum virorum 1869) in Bres-

lau promoviert hatte, trat er 1870 in den höheren Schuldienst, dem er sechzehn Jahre angehört hat, vom Herbst 1871 an mit einer kleinen Unterbrechung bis Ostern 1886 als Oberlehrer an der Kgl. Oberrealschule (anfangs Gewerbeschule) zu Brieg in seiner schlesischen Heimat. Hier war es, wo er sich einen eigenen Hausstand gründete.

In Brieg nahmen auch die neben dem gern und erfolgreich geübten Berufe liebevoll gepflegten Studien Bielschowskys die entscheidende Wendung zur deutschen Literaturgeschichte, insbesondere zur Goetheforschung, der er sein Leben lang treu geblieben ist und in der ihm edle Früchte zu zeitigen beschieden war. Die seine ganze Schaffenszeit beherrschende Gestalt Goethes tritt zum ersten Male in der kleinen Schrift „Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur" (Breslau 1880) auf. Es folgt die dem Bericht über die Kgl. Gewerbeschule zu Brieg für das Schuljahr 1881/82 beigegebene Ausgabe des „Schwiegerlingschen Puppenspieles vom Doktor Faust" mit interessanten Ausblicken auf verwandte Bearbeitungen des Fauststoffes. Eine reichere Betätigung seines schriftstellerischen Talentes und seiner mit geräuschlosem Fleiße betriebenen Studien wurde dem gewissenhaften Manne indes erst seit 1886 ermöglicht. Zu Ostern des genannten Jahres nämlich erfolgte die Auflösung der Schule,

an der Bielschowsky wirkte, da ihre Existenzbedingungen durch die inzwischen reorganisierten Oberrealschulen zu Breslau und Gleiwitz, an welche nun die meisten Schüler übergingen, untergraben waren. Der Direktor und das gesamte Lehrerkollegium, soweit es nicht anderwärts Anstellung fand, wurde mit vollem Gehalt zur Disposition gestellt. Die Stadt Brieg, die mit dem Staat zu gleichen Teilen die Gehälter zahlte, knüpfte zwar diese Leistung an die Bedingung, daß die zur Disposition Gestellten ihre Wohnsitze in Brieg behielten; doch gelang es der Verwendung des trefflichen Kultusministers Bosse, für Bielschowsky Befreiung von diesem Zwange zu erwirken, damit der von ihm geschätzte Gelehrte seine wissenschaftlichen Arbeiten in Berlin, wo ihm die Hilfsmittel dazu bequemer zur Verfügung standen, in freier Muße fortsetzen könne. Bielschowsky hat sich solcher seltenen Gunst des Schicksals vollkommen würdig erwiesen, indem er mit erhöhtem Eifer die Früchte seiner Studien anderen mitzuteilen bemüht war. Zeugnis dafür legten ab mehrere in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze, unter denen „Goethes Lili“ (Westermanns Monatshefte, August 1887), „Die Urbilder zu Hermann und Dorothea“ (Preußische Jahrbücher, 60. Bd., 1887), „Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder“ (Goethe-Jahrbuch, 12. Bd., 1891), „Lili und Doro-

thea" (Preußische Jahrbücher, 69. Bd., 1892). „Goethe und Friederike. Wider ihre Verleumder" (ebenda, 70. Bd., 1893; eine siegreiche Widerlegung von Froitzheims frevelhaften Verunglimpfungen) direkt, die tiefgehende Abhandlung über „Das Alter der Faustspiele" (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, 4. Bd., 1891) indirekt dem großen Mittelpunkt seines Sinnens und Schaffens, Goethe, galten.

Ohne äußeren Zusammenhang mit diesem steht freilich gerade eine der hervorragendsten Arbeiten Bielschowskys da, die einem anderen Zeitalter, aber doch wieder einem großen Lyriker gewidmet ist, das 1890 in Berlin erschienene umfangreiche Buch „Leben und Dichten Neidharts von Reuenthal" (Sonderabdruck aus den „Acta Germanica", II), das sich als ersten Teil einer „Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert" ankündigte, dem indes eine Fortsetzung nicht gefolgt ist. Der Verfasser hatte die Genugtuung, sein auf sehr gründlichen Forschungen beruhendes Werk von der Kritik durchaus günstig aufgenommen zu sehen. Friedrich Zarncke urteilte im Literarischen Zentralblatt, der Verfasser habe nicht nur mit vollkommener Gelehrsamkeit seinen Gegenstand behandelt, sondern er besitze auch eine tüchtige Portion gesunden Menschenverstandes, der sich durch Scharfsinn nicht zur Spielerei mit demselben hinreißen lasse; die Besprechung der heiklen

Frage nach dem Ursprung der Dorfpoesie sei umsichtig und gebe ein abgerundetes, in sich zusammenhängendes Bild; der Darstellung des Lebens Neidharts müsse man ohne Rückhalt beistimmen. Ebenso sprach Rochus von Liliencron, dessen erste Arbeit auf germanistischem Gebiet demselben Gegenstand gewidmet gewesen war, Bielschowsky in einem Briefe vom 3. Februar 1891 zu allem Wesentlichen rückhaltlos seine Zustimmung aus und lobte „die schönen Betrachtungen" über den Zusammenhang Neidharts mit den Überlieferungen des alten Frühlingsliedes und der Frühlingsfeier, die überzeugende Konstruktion von des Dichters Leben und die sorgfältigen Prüfungen der Sprache und der Metrik. Trotz der warmen Anerkennung aber, die die Schrift gefunden hatte, verließ der Verfasser das mit so schönem Erfolg angebrochene Gebiet der Forschung; zu mächtig war die Anziehungskraft, die Goethes Persönlichkeit und Poesie auf ihn ausübten.

Den oben angeführten Aufsätzen schließt sich ein kleines Buch an, das allerdings nur die neue Bearbeitung eines schon vorhandenen ist, die zweite Auflage der anmutigen Schrift „Lilis Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim" (München 1894[3]). Mit voller Beherrschung des Stoffes hat Bielschowsky alles, was seit dem ersten Erscheinen des Büchleins (1878)

über die reizende Freundin Goethes bekannt geworden war, sorgfältig verwertet, ohne die Eigenart der Schrift irgendwie zu verletzen, indem er größere Ausführungen in einen sehr wertvollen (2.) Anhang verwies.

Alle diese Goethebeiträge waren indes für Bielschowsky selbst nur Neben- und Vorarbeiten zu dem Werke, das er seit seiner Übersiedelung nach Berlin sich zur Lebensaufgabe gemacht und mit stiller, starker Liebe unablässig gepflegt hatte. Eine Goethebiographie fürs deutsche Haus, die den Fachgelehrten wie den gebildeten Laien, ernste Männer wie feinfühlende Frauen in gleicher Weise befriedigen mußte, gab es damals noch nicht. Was der Engländer Lewes in seinem bekannten, für seine Zeit nicht unverdienstlichen Buche geleistet hatte, das war wissenschaftlich längst überholt und zudem einseitig und lückenhaft; Düntzers Goethebiographie bot nicht mehr als eine peinlich genaue Aufzeichnung äußerer Tatsachen ohne geistige Belebung, während hinwieder Herman Grimm und Richard Meyer mehr geistsprühendes Raisonnement als wirkliche Erzählung gegeben hatten. Heinemanns tüchtiges Buch war in seiner ersten Gestalt zu weitschichtig angelegt. Hier war offenbar eine fühlbare, ja schmerzlich empfundene Lücke in der reichen Goetheliteratur, und Bielschowsky füllte sie aus. Im Herbst 1895 er-

schien in der Beckschen Verlagshandlung zu München ein mäßig starker Band in gefälligem Format mit dem Titel „Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. Erster Band"; „der zweite (Schluß-) Band soll im nächsten Herbst folgen", verkündete das Vorwort. Aber obwohl die zweite Hälfte volle acht Jahre auf sich warten ließ, hatte doch schon dieses Bruchstück, das die Erzählung nur bis zur Rückkehr des Helden aus Italien und die Betrachtung der Werke bis zur Analyse der Iphigenie und des Tasso förderte, einen starken und ohne Frage wohlverdienten Erfolg, der sich langsam und stetig steigerte. Hier hörte man keinen ungefügen Gelehrten, auch keinen geistreichen Anreger sprechen; hier gab ein großes schriftstellerisches Talent und zugleich ein von seinem Gegenstand ganz erfülltes Herz von seltener Tiefe ohne blendenden Glanz, aber mit vollendeter Anmut in einer Reihe belebter Bilder eine das Hauptsächliche wirkungsvoll heraushebende, das Unwichtige beherzt beiseite schiebende Darstellung der Person, der Lebensschicksale und der Werke des jungen Goethe, an der jeder Unbefangene seine helle Freude haben mußte. Nicht als ob alles gleich gelungen wäre, als ob dem Tadel, der gegen einzelne Partien (wie z. B. die Analyse des Tasso) sich richtete, alle Berechtigung gefehlt hätte; alles in allem hatte doch Ru-

dolf Haym ohne Zweifel recht, als er dem Verfasser am 7. Dezember 1895 schrieb: „Das ist die Goethebiographie, die jetzt und endlich geschrieben werden mußte", als er das glücklich gelungene „Wagnis einer frei zusammenfassenden künstlerischen Darstellung", die sich „über den Staub und Schutt des gelehrten archivalischen Sammelns und Klaubens" hinaushebe, und die in der Erzählung sich bewährende verständnisvolle Liebe, ohne die eine Goethebiographie nicht gedacht werden könne, rühmte, als er bemerkte, daß „aus Abkürzung hier und Ausbreitung dort sich ein im ganzen höchst wohltuendes Gleichgewicht" herstelle und alles „aus einer sicheren Grundanschauung der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit Goethes fließe und in einem Gusse fließe". Auch die öffentliche Kritik ließ sich weit überwiegend in anerkennendem Sinne vernehmen. Als Kabinettstücke erzählender Kunst wurden die Darstellungen der Sesenheimer Idylle, des Lebens in Wetzlar, der Brautschaft mit Lili, des Eintritts in Weimar, der zweiten Schweizerreise mit Fug gepriesen. Freilich übersah man, indem man einen dem ersten ebenbürtigen zweiten Teil mit Sicherheit erwartete, daß hier zwar ein vielversprechender und vieles leistender Anfang, aber doch eben nur ein Anfang vorlag und daß die Aufgabe, die der zweite Band zu lösen hatte, un-

endlich viel schwieriger als beim ersten war. Hier hatte Goethe selbst der richtigen Auffassung seines Wesens und seiner Entwickelung, ja zum großen Teil auch der Darstellung in seiner ewig schönen Erzählung „Dichtung und Wahrheit“ den Weg gezeigt, nun war der Biograph auf selbständige Bearbeitung eines riesenhaften Materials angewiesen. Und wieviel schwerer als der Jüngling war der Mann und Greis in seiner proteischen und doch einheitlichen Wesenheit zu fassen und zu schildern! Welche Fülle von Ereignissen war noch zu berichten, welch eine Menge von Werken zu besprechen! Goethe in der Revolutionszeit, sein Verhältnis zu Schiller, seine Ehe, sein Verhalten während der Franzosenherrschaft, Goethe und Napoleon, Goethe und die Romantik, Goethe und die Naturwissenschaft, Goethe in der Restaurationszeit, die Frauenbilder der Herzlieb, Willemer, Levetzow; der Wilhelm Meister, die Xenien, Hermann und Dorothea, die Wahlverwandtschaften, der Divan, der ganze Faust, die Lyrik — alles das zu behandeln in einer Weise, die der des ersten Bandes in Gehalt und Form die Wage hielt, das war eine Aufgabe, deren ungeheure Größe sich das Publikum, das ungeduldig nach der Vollendung des „Torso“ rief, nicht klar machen konnte. Aber Bielschowsky selbst war sich dieser Größe voll bewußt; und deshalb zauderte

er von Jahr zu Jahr mit dem Abschluß der Arbeit. Gerade weil er ein so tief innerlich bescheidener Mann, ein so gewissenhafter Gelehrter und ein so echter Künstler war, widerstrebte es ihm, bei einer so wichtigen, ihm so heiligen Arbeit irgend etwas zu übereilen. Der befreundete Verleger mochte bitten und mahnen, das Publikum murren, Wohlmeinende auf den klingenden Lohn des schleunigst abgeschlossenen Werkes hinweisen — nichts konnte diesen selbstlosen Diener seiner Sache von der Überzeugung abbringen: reif sein ist alles. Er trug zusammen, er sichtete, er bildete und feilte, sann und grübelte, schrieb und strich aus. Und als er der Vollendung seines Werkes, wahrlich eines „Liebewerkes" im Goetheschen Sinne, ganz nahe stand, da entriß ein Schicksal, das man wohl ein tragisches nennen darf, dem glühend Schaffenden den Griffel. Er selbst war vollendet, reif zum Sterben.

Zwischen dem Erscheinen des ersten Goethebandes und Bielschowskys Tode sind nur ein paar kleine Aufsätze von seiner Hand in Zeitschriften hervorgetreten. Erwähnenswert sind darunter die inhaltreiche und scharfe Besprechung von „Goethes lyrischen Gedichten der ersten weimarischen Jahre, herausgegeben von R. Koegel" (Zeitschr. f. deutsch. Altertum, Bd. 42, Anzeiger, 1898) und die kleine Abhandlung „Über Goethes Kunstanschauungen" (Zentral-

blatt der Bauverwaltung, Berlin, 20. Juni 1900), die das abfällige Urteil Cornelius Gurlitts über Goethes angebliches Verneinen der charakteristischen Kunst und dessen „einseitige Bevorzugung der idealistisch schönen Linien" mit überlegener Sachkenntnis bestreitet. Wertvolle Kleinigkeiten, aber doch nur gelegentliche Abstecher von der Straße, die zu seinem hohen Lebensziele führte. Diesem widmete er unablässig Zeit und Kraft, ohne sich irgendwelche Erholung oder Zerstreuung zu gönnen. Gewissenhaft bis zur Selbstpeinigung, nie sich genugtuend, mißtrauisch gegen sich selbst schuf er weiter. Aber die unausgesetzte geistige Spannung, die Herzenserregung und stille Leidenschaft, die ihn ganz erfüllte, zehrte an seinen Nerven. Seit 1898 begann der kräftige Mann merklich zu altern und sah sich gezwungen, bald kürzere, bald immer längere Pausen eintreten zu lassen, in denen er Erfrischung im schönen Engadin, besonders in seinem geliebten Pontresina, suchte. Hier und in St. Moritz war es, wo der Großherzog und die Großherzogin von Baden, die seinen ersten Goetheband gelesen hatten und hochschätzten, ihm in ihrer feinsinnigen Weise häufig ihre Gunst bezeigten. Ein begeisterter jüngerer Freund und Verehrer Bielschowskys, der Leibarzt des Großherzogs, Hofrat Professor Max Dreßler, hatte die Bekanntschaft vermittelt. Der Sommer des Jahres

1901, den der Leidende wieder zum Teil in Pontresina verlebte, brachte ihm nicht die gesuchte Erholung. Deshalb beschloß er im folgenden Jahre auf Anraten der Ärzte das am Südrande des Thüringer Waldes reizend gelegene Bad Liebenstein aufzusuchen. Am 30. Juni, kurz vor der Abreise von Berlin, hat er seine letzten Worte am „Goethe" geschrieben. Mit verklärtem Ausdruck und ahnungsvoller Ergriffenheit las er der Gattin die schöne Stelle, mit der die wundersame Entstehungsgeschichte des Faust abschließt (im Druck S. 590 f)., vor. Ein paar Sätze, die deutlicher als viele Worte darüber die vollendete Meisterschaft des beseelten und durchgeistigten Stiles beweisen, zu dem sich Bielschowsky emporgerungen hatte, mögen hier stehen: „Und wenn er nicht gestorben wäre ... so könnten wir mit dem Märchen die Geschichte von dem märchenhaften Werke schließen. — Mehr als sechs Jahrzehnte hatten an ihm gearbeitet. Das Straßburger Münster und das Sesenheimer Pfarrhaus, die Frankfurter Mansardenstube und die Wetzlarer Wiesen, die Offenbacher Gärten und die Schweizer Alpen, die Villa Borghese und die Sixtinische Kapelle, die weimarisch-jenaischen Täler und Berge, der Thüringer Wald und tausend andere Plätze und Winkel, viele der geliebtesten Freunde, weltbewegende Ereignisse hatten seinem Aufbau bald als Beschauer, bald als

Gehilfen zugesehen; es war aus dem alten römischen Reich, das es noch verspotten konnte, in den neuen deutschen Bund hineingewachsen, es war bei der ersten französischen Revolution schon alt und bei der zweiten noch nicht vollendet. — Und so glich es am Ende jenen großen mittelalterlichen Domen, an denen ganze Zeitalter sich abgemüht, die, romanisch begonnen, gotisch weiter gebaut, von der Renaissance und dem Barock ihre letzten Zieraten und Anbauten erhielten, deren edles Innenwerk bald in Halbdunkel sich hüllt, bald in magisch buntem Lichte erglänzt, und die auf dunklen, gewundenen Treppen uns zu hohen Türmen führen, von denen wir das heitere Tageslicht schauen und sich unser Blick in unendliche Fernen verliert." Fast klingt es aus diesen weihevollen Worten wie Ahnung des eigenen Scheidens, das nun nicht mehr fern war. In Liebenstein erkrankte Bielschowsky schon nach zweiwöchentlichem Aufenthalt an einer schweren Gelbsucht, und aus dieser bildete sich ein Gallenverschluß heraus, der unfehlbar zum Tode führen mußte. Am 19. August brachte die schwergeprüfte Gattin den Kranken nach Berlin zurück, und hier erlag er nach dreizehn Wochen schmerzvollen Leidens am 21. Oktober dem tückischen Übel, im 56. Jahre seines Lebens.

Die Nachricht von Bielschowskys frühem Abscheiden erregte neben dem menschlichen Mitgefühl

für den dem Leben und Schaffen Entrissenen begreiflicherweise auch das allgemeine Bedauern darüber, daß sein Lebenswerk nun ein Torso bleiben werde. Um so größer war die Freude, als bekannt wurde, daß der zweite Band des „Goethe" im ganzen fertig sei. Nur der Schluß, der das schöne Werk würdig gekrönt haben würde, und ein paar einzelne Abschnitte im Innern des Buches fehlten, und wurden nun (unter allen Umständen dankenswert) von befreundeten Händen hinzugefügt. In der Vorrede hat der Verleger allen denen gedankt, die geholfen haben, das Werk zu Ende zu führen: Theobald Ziegler, Imelmann, Roethe, Kalischer, Friedländer, Wershoven und Leppmann. Ungenannt blieb auf ihren eigenen Wunsch Bielschowskys älteste Tochter Lili, die sich nach des Vaters Tode des köstlichen Vermächtnisses annahm, indem sie die Übertragung aus dem Manuskript für den Druck, die Lesung der Korrekturen und die Zusammenstellung der Anmerkungen besorgte. Kann der zweite Band sich mit dem ersten erklärlicherweise an äußerer Abrundung und innerer Einheitlichkeit nicht messen, wird auch die ausgleichende letzte Hand an manchen Stellen vermißt, möchte man hier und da Erweiterungen oder Kürzungen wünschen, so steht er im allgemeinen doch seinem älteren Bruder ebenbürtig zur Seite, ja übertrifft ihn in mancher Hinsicht noch;

nirgends findet sich eine Spur von nachlassender Auffassungs- oder Darstellungskraft, ja noch inniger und tiefer hat sich Bielschowsky in seinen Stoff hineingelebt und -gesonnen. Die Analyse der Werke namentlich, wie der Wahlverwandtschaften und der Wanderjahre, sind von einer so klaren Tiefe und Schönheit, daß sie den Glanzstellen des Werkes zugerechnet werden müssen. Auch der Abschnitt über die Lyrik hat viele Bewunderer gefunden. Vortrefflich ist der alte Goethe geschildert. Die Entstehungsgeschichte des Faust gehört zu den bestgelungenen Partien. Dem hohen Werte des Buches entsprach der äußere Erfolg: von jedem der beiden Bände liegt gegenwärtig (im Sommer 1904) bereits das achtzehnte Tausend gedruckt vor.

In Wahrhaftigkeit und rührender Bescheidenheit war Bielschowskys ganzes Wesen gegründet. Es war nichts Unlauteres oder Kleinliches in ihm. Mit vornehmer Denkungsart verband er reine Herzensgüte und feine Empfindung. Der Geist eines Weisen war in ihm gepaart mit der Seele eines Kindes, die sicherste Bestimmtheit des urteilenden Verstands mit großer Weichheit und Harmlosigkeit des Gemütes. Er half gern allen, die bei ihm Hilfe suchten, mit Rat und Tat, und er tat es auf die zartfühlendste Weise. Schon das Äußere des mittelgroßen, in Haltung und Bewegungen ruhigen,

einfachen Mannes mit den freundlichen, still sinnenden Zügen und dem wohlgebildeten, etwas großen Kopfe flößte Vertrauen und Liebe ein; wer ihm im Gespräch näher trat, merkte bald in ihm einen Menschen, der viel mehr innerlich besaß und war, als es schien. Seine zahlreichen Freunde sind dessen Zeugen. So hat er gelebt, ein Kind der besten schlesischen Volksart, eine Zierde des deutschen Lehrerstandes, ein schlichter Mann von stillem Fleiß und selbstloser Hingabe, dessen Andenken gesegnet bleiben wird, solange die Persönlichkeit und die Werke des großen Dichters, dem er sein Leben gewidmet hatte, der Welt ihren unerschöpflichen Segen spenden werden.

Briefliche Mitteilungen von Bielschowskys Witwe in Berlin und Hofrat Professor Dr. Dreßler in Karlsruhe. Kurze Nachrufe in zahlreichen Tageszeitungen. Der eingehendste Nekrolog von G. Witkowski in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 10. Dezember 1902, wiedergedruckt im 24. Bande des Goethe-Jahrbuchs. Von den an das Erscheinen des 2. Bandes des „Goethe“ anknüpfenden Gedächtnisartikeln sind hervorzuheben die von A. Matthias (Monatsschrift für höhere Schulen, 2. Jahrg.), Max Dreßler (Karlsruher Zeitung vom 6. Dezember 1903), Moritz Necker (Neues Wiener Tagblatt vom 14. Dezember 1903) und J. J. David (Die Nation, Berlin, 30. Januar 1904).

Gotthold Klee.

Friederike Brion

Friederike Brion ist eine der gefeiertsten deutschen Frauengestalten. Sie ist es geworden — durch Goethe. Ohne die Berührung mit Goethe hätte die Pfarrerstochter von Sesenheim[1] spurlos und gedächtnislos ihre Lebensbahn vollendet, wie tausend andere liebenswürdige und schöne Pfarrerstöchter vor ihr und nach ihr. Denn nicht bloß die Stätten, sondern auch die Personen, die ein großer Mensch berührt, sind „eingeweiht, nach hundert Jahren klingt ihr Wort und ihre Tat dem Enkel wieder". Goethe hat aber diese Elsässerin in ganz besonderem Grade hervorgehoben.

Wenn wir „Dichtung und Wahrheit" durchlesen, ziehen manche Mädchengestalten an uns vorüber: Gretchen, Käthchen, Friederike Brion, Lotte, Lili — doch alle überstrahlt Friederike. Sie umfließt das ganze Zauberlicht Goethescher Poesie, und wir können uns nicht satt sehen an dem anmutigen, klugen Geschöpf voller Natürlichkeit und Frische. Darum hat sich ihr auch das Interesse der Menschen

stärker zugewandt als irgend einer andern Frauengestalt aus Goethes Leben. Die Goetheforschung wird nicht müde, immer von neuem ihren Spuren nachzugehen, jedes Detail ihres Lebens festzustellen, ihre Beziehungen zu Goethe bis ins kleinste Fäserchen zu untersuchen und bloßzulegen, um den Schlüssel des Verständnisses für Friederike und Goethe zu erlangen. Es ist, als ob es sich um die Aufhellung der Ursachen weltgeschichtlicher Ereignisse handelte, mit solchem Eifer wird das Verhältnis zwischen Goethe und Friederike studiert und besprochen. — Das ist die Macht der Poesie. Sie hebt ein Individuum aus der Millionenzahl der Menschen heraus und zwingt die Millionen Menschen, diesem Individuum ihr Interesse, ihre Liebe, ihre Verehrung zu schenken. —

„Dichtung und Wahrheit" — denn das ist der ursprüngliche Titel der Goethischen Selbstbiographie, nicht „Wahrheit und Dichtung" — ist wirklich in erster Linie eine Dichtung und in zweiter Geschichte. Goethe selbst wollte darüber seinen Lesern keinen Zweifel lassen und darum hat er das Buch so betitelt. In dem Abschnitt über Friederike hat jedoch die dichterische Phantasie mit den Tatsachen besonders frei geschaltet. Auch das hat Goethe mit voller Offenheit bekannt. Er sagte zu Eckermann, daß in der Darstellung seines Verhältnisses zu Sesenheim

kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden; d. h. die Grundlagen der Erzählung seien wahr, die Form, die Gestaltung, die Motivierung seien rein dichterischen Ursprungs. Haben wir nun Anhaltspunkte, um festzustellen, was von der Goetheschen Darstellung Wahrheit und was Dichtung sei? Wir haben solche. Die Briefe Goethes aus jener und späterer Zeit, seine Dichtungen und die unermüdlichen Forschungen Heinr. Kruses, Stöbers, Düntzers, Loepers, Ad. Baiers und vor allem des jetzigen trefflichen Pfarrers von Sesenheim, Lucius,[2] haben uns eine Menge von Material geliefert, das uns befähigt, zwar nicht überall, aber doch in den Hauptsachen die Wahrheit von der Dichtung zu unterscheiden und uns eine ziemlich bestimmte Vorstellung von der Wirklichkeit zu machen.

Goethe kam am Anfang April 1770 nach Straßburg, um dort seine juristischen Studien, die in Leipzig nicht sehr vorgeschritten waren, zu vollenden. Er wurde mit dem Mediziner Weyland bekannt, der ihn in der ersten Hälfte des Oktober 1770 in die Familie des Pfarrers Brion in Sesenheim, mit der Weyland verschwägert war, einführte.[3] Die Familie des Pfarrers bestand damals aus sieben Köpfen: dem Vater, der 53 Jahre alt war, der Mutter, die 46 zählte, vier Töchtern und einem Sohne. Von

den vier Töchtern war die älteste nicht mehr im Hause. Sie war bereits verheiratet. Von den drei anderen war Maria Salomea, die Goethe dem Vicar of Wakefield zuliebe Olivie nennt, 21 Jahre, Friederike etwa 19 Jahre und die dritte, Sophie, etwa 14 Jahre alt.[4] Diese letzte hat Heinr. Kruse noch 1835 als hochbetagte Greisin gesprochen. Goethe erwähnt sie gar nicht, da sie in seine Parallelisierung mit der Primroseschen Familie nicht paßt. Dagegen wird der jüngste Sohn, Christian (damals 7 Jahre alt), aufgeführt und zu Ehren seines englischen Vorbildes Moses genannt. Goethe selber hatte wenige Wochen zuvor sein 22. Lebensjahr begonnen. Wir kennen fast genau den Tag, an welchem Goethe zum ersten Male in Sesenheim erschien. Er verlegt in „Dichtung und Wahrheit" den ersten Besuch wie alle folgenden ins Frühjahr und in den Sommer. Natürlich! Sein Idyll konnte keinen besseren Hintergrund haben als grünende Wälder und Wiesen, wogende Saaten, blühende Lauben u. s. w. Tatsächlich fiel der erste Besuch, wie schon bemerkt, in den Oktober, die folgenden in den Winter 1770/71 und erst die letzten, wenn auch längsten, in das Frühjahr und in den Sommer 1771. Am 14. Oktober 1770 schreibt Goethe an eine Freundin, Katharina Fabricius aus Worms:[5]

„Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.“ Die Worte „kaum angelangt“ geben uns die Gewähr, daß Goethe entweder erst am selben Tage oder ehestens am Tage zuvor von Sesenheim zurückgekehrt war. Demnach dürfen wir den ersten Besuch Goethes in die Tage vom 10.—13. Oktober 1770 setzen. In diesen wenigen Tagen hat Goethe, nicht wie seine Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“ — denn darauf dürften wir wenig Gewicht legen —, sondern, wie sein Brief am 15. Oktober an Friederike lehrt, sich sofort in Friederike ganz verliebt. Er schreibt an sie: „Liebe neue Freundin!“ Warum nicht einfach „liebe Freundin?“ Freilich, für Goethe hatte das „neue“ eine schwerwiegende Bedeutung, hatte er doch erst tags zuvor an eine alte Freundin geschrieben. Die beiden Briefe vom 14. und 15. Oktober an die alte und an die neue Freundin sind zu charakteristisch für Goethe und für die Situation, als daß wir nicht Veranlassung hätten, sie hier einzurücken.

I.[6]

An Mamsell F.

Straßburg, am 14. Oktober 1770.

„Soll ich Ihnen wieder einmal sagen, daß ich noch lebe, und wohl lebe, und so vergnügt als es ein Mittelzustand erlaubt, oder soll ich schweigen, und lieber gar nicht, als beschämt an Sie denken? Ich dächte nein. Vergebung erhalten, ist für mein Herz ebenso süß als Dank verdienen, ja noch süßer, denn die Empfindung ist uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergessen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Anteil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber ebensowenig fürs Herz als es für Augen und Ohren viel ist.*

* Als Goethe so weit in seinem Briefe gekommen war, regt sich in ihm sein Gewissen. Er weiß, daß seine Darstellung

Sie sollten wohl nicht raten, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.

Und daraus können Sie sehen, inwiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine

---

nicht mehr auf die letzten Tage paßt und fühlt sich gedrungen, der Freundin von dem Sesenheimer Besuch Mitteilungen zu machen, benutzt jedoch diese Mitteilungen in sehr geschickter Weise, um schmeichelhafte Bemerkungen für die Empfängerin daran zu knüpfen.

liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugnis, daß ich Sie nie vergessen werde. Leben Sie glücklich ꝛc."

II.

An Friederike Brion in Sesenheim.

Straßburg, am 15. Oktober 1770.

Liebe neue Freundin!

„Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein Bißchen günstig sein?[7]

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes; so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn

Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unsrer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid er mir tat; und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.

— — — — — — — — — — —

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung wiederzusehen. Und wir andern mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bißchen was leid tut, gleich sind wir mit der Arzenei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind hier, und sehen Sie, daß Sie

947
34061

Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzweh behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe."

Haben wir in dem ersten Briefe nur etwas erzwungene geistreiche Komplimente, die mehr dem Verstande als dem Herzen entsprungen sind, so finden wir hier einen breiten Strom warmer, aufrichtiger Empfindung. Und doch können wir uns des Gefühls nicht erwehren, daß Goethe an die neue Freundin einmal so schreiben könnte wie an die alte. Leider ist dieser Brief der einzige, der uns aus dem Briefwechsel zwischen Friederike und Goethe erhalten ist. Möglich, daß im Goethe-Archiv in Weimar noch manche schlummern. Wie Goethe die

ersten Tage in Sesenheim verbracht hat, wissen wir nicht bestimmt. In seinem Briefe spricht er von „niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten". Ob damit die Verkleidungen, die in „Dichtung und Wahrheit" erzählt werden, gemeint sind, muß dahingestellt bleiben. Dort erzählt er bekanntlich, daß er als armer Student der Theologie in schäbiger Kleidung in Sesenheim eingetroffen sei, daß ihn am folgenden Morgen, nachdem ihm Friederike gefallen hatte und er wieder gefallen wollte, diese Vermummung verdrossen, daß er nach Drusenheim geritten, dort die Festkleider des Wirtssohnes Georg Klein angelegt und mit einem Kindtaufkuchen in der Hand wieder in Sesenheim erschienen sei; was denn zu allerhand Überraschungen und Scherzen Veranlassung gegeben hätte. Im großen und ganzen mag diese Erzählung richtig sein. Gegen Einzelheiten sind Bedenken erhoben worden.[8] Goethe berichtet uns ferner, daß er am ersten Abend mit Friederike einen Spaziergang im Mondschein gemacht, daß er tief glücklich neben ihr hergegangen und ganz ihren Reden gelauscht habe, die nichts Mondscheinhaftes an sich gehabt hätten. „Die Klarheit, mit der sie sprach, machte die Nacht zum Tage." Am andern Tage sitzt Goethe in Träume versunken auf Friederikens Lieblingsplatz, einer kleinen bewaldeten Anhöhe, die durch eine Tafel als „Friederikens Ruhe"

bezeichnet war.* Auf ihr hatten sich Familienmitglieder, Verwandte, Freunde eingeschrieben; Goethe setzte später seinen Namen darunter und fügte die Verse hinzu:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Sturm und Regen,
Verschont das heilige Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.[9]

An diesem stillen Platze findet Friederike Goethe. Eine Unterhaltung entspinnt sich, die von Goethe mit großer Lebhaftigkeit geführt wird. „Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite." Zusammen kehren sie in das Pfarrhaus zurück. Nach Tisch begaben sich die jungen Leute in „eine geräumige Laube", wohl die berühmte Jasminlaube gegenüber dem Pfarrhaus. Dort erzählt Goethe, wie er angibt, das Märchen von der neuen Melusine, das er später in Wilhelm Meisters Wanderjahre aufgenommen hat. Ob Goethe wirklich dieses Märchen erzählt

* Nach Sophie Brion hätten die Bauern den Platz „Nachtigallenwäldel" genannt.

hat und ob in der jetzt vorliegenden Form, ist mehr als zweifelhaft. Denn man kann kaum annehmen, daß Goethe, der Friederikens Neigung gewinnen wollte, ein Märchen zum besten gab, in dem der Held seine Geliebte treulos verläßt. Auch sonst mußte an dem Märchen manches für junge Mädchen anstößig sein. Es scheint vielmehr, daß Goethe aus einer bestimmten Absicht, auf die wir später zurückkommen werden, dieses Märchen an Stelle eines andern gesetzt hat. Genug — Goethe verbringt einige reizende Tage in Sesenheim, deren vollen Nachklang wir in jenem ersten Briefe an Friederike spüren, und langt mit einem „Widerhaken im Herzen" in Straßburg an. Goethe wiederholte wohl bald seinen Besuch. Jedenfalls ist er im Dezember dort gewesen, nachdem er sich mit den hübschen Versen angekündigt hatte:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Über diesen Winterbesuch hat Goethe an Freund Horn berichtet. Der Brief, in dem es geschieht, liegt

in Weimar wohlverschlossen.[10] Nur Eckermann hat ihn gesehen und charakterisiert ihn mit den Worten: „Der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern".

Ob Goethe noch weitere Besuche während des Winters in Sesenheim gemacht hat, wissen wir nicht, können es jedoch als wahrscheinlich betrachten. Andererseits ist es mir ebenso wie Herrn von Loeper[11] in hohem Grade wahrscheinlich, daß während des Winters Frau Brion mit ihren Töchtern einen längeren Besuch in Straßburg machte. Goethe setzt freilich diesen Stadtbesuch in den Sommer 1771. Dorthin paßt er künstlerisch sehr gut. Goethe will seine sinkende Neigung zu Friederike, seine Lossagung von ihr motivieren. Was ist da geeigneter, als daß er sie gerade zu der Zeit eine etwas unglückliche Rolle in der Stadt spielen läßt, wo seine Neigung zu erlöschen begann? Nun ist aber der Sommer 1771 in Goethes Leben so besetzt, daß man jenen Besuch kaum unterbringen kann. Ferner, ist es nicht viel glaubhafter, daß eine Landfamilie während des Winters einen längeren Aufenthalt in der Stadt nimmt als während des Sommers? Ist es nicht auffallend, daß Goethe bei der Beschreibung des Brionschen Stadtbesuches niemals von einem Spaziergang, von einem Aufenthalt im Freien spricht, ob-

wohl nach seiner wiederholten Versicherung die Straßburger leidenschaftliche Spaziergänger waren? Ist es nicht auffallend, daß er nur Szenen im Zimmer uns vorführt, daß er als Abendunterhaltung eine Vorlesung des Hamlet erwähnt, kurz, daß das ganze gesellschaftliche Leben der Familie Brion während des Stadtbesuches in winterlichem Gewande erscheint?

Ich glaube, wir brauchen nicht zu zweifeln, daß der Besuch tatsächlich im Winter stattgefunden und daß ihn Goethe später nur aus künstlerischen Rücksichten in den Sommer verlegt hat. Wir können dann auch annehmen, daß Friederikens Erscheinung in der Stadt, wenn sie auch nicht so vorteilhaft wie auf dem Lande war, doch Goethes Liebe nicht beeinträchtigt hat. Diese sehen wir vielmehr während des Winters fortwährend im Steigen begriffen. Kaum kann Goethe die Osterferien erwarten, um dem „geliebten Sesenheim" seine Schritte wieder zuzulenken. Spät am Abend besteigt er das Pferd, und fort geht es in wildem Ritt durch die Mondnacht nach Sesenheim.

„Es schlug mein Herz — geschwind zu Pferde
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,

Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Mut;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht." [12]

Frühling war es draußen und Frühling im Innern der beiden Liebenden. Ihre Herzen erschlossen sich völlig einander und eine offene Erklärung bekräftigte ihren Bund. Goethe selber sagt bei der Schilderung dieses Besuches in „Dichtung und Wahrheit": [13] „Ich war grenzenlos glücklich an ihrer Seite" und ferner: „An jenem stillen Platze (Friederikens Ruhe) erfolgte die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten". Seine Darstellung steigert sich zu ungewöhnlicher Wärme, und noch

einmal läßt er Friederike in ihrer ganzen Anmut und Herrlichkeit vor unseren Augen vorüberziehen.

„Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Äther, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

„Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohltätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hie und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar

herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte."

Die Tage vergehen in ungetrübtestem Frohsinn, und als der Abschied naht, gibt Friederike Goethen in aller Form öffentlich einen Kuß. Diese Tatsache, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ausdrücklich hervorhebt, bestätigt uns zur Genüge, daß Friederikens Eltern von der im „Nachtigallenwäldel" erfolgten Erklärung Kenntnis erhalten hatten und Goethe und Friederike seitdem als Verlobte betrachteten. Nur mit Schmerzen trennten sich diesmal die beiden voneinander.

„Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!"

Von Straßburg aus unterhielt jetzt Goethe einen regelmäßigen Briefwechsel mit Friederike. (D. u. W. XI, 17. H. A.) Daß er oft poetische Formen annahm, können wir uns denken. Einer dieser poetischen Briefe gehört zu den duftigsten, zartesten Blüten Goethescher Lyrik. Es ist das bekannte Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter".[14] Das Lied hatte jedoch ursprünglich eine andere, viel bestimmtere

und wärmere Fassung, als die jetzige ist. Da war noch nichts darin von jenem rätselhaften „Reiche frei mir Deine Hand", was doch wohl im Goetheschen Sinne heißen soll: ohne eine bestimmte Verpflichtung damit zu verbinden; da fehlte auch noch nicht eine ganze bedeutsame Strophe, in der es heißt:

Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unserer Liebe
Doch kein Rosenleben sein;

Da lautet die letzte Strophe noch natürlich und ungesucht:

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Diese unzweideutige Fassung, die gegen Goethe keine geringe Anklage enthielt, war dem Manne schmerzlich, und er änderte, bis man zur Not das Lied auch als Ausdruck ritterlicher Galanterie deuten konnte.

Nicht lange nach dem Osterbesuch, vielleicht einige Tage vor dem Pfingstfest, das im Jahre 1771 auf den 19. und 20. Mai fiel, reiste Goethe wieder nach Sesenheim, und zwar zu noch längerem Aufenthalt als in den Osterferien. Einen bequemen Vorwand bot ihm ein Katarrh, den er durch das Landleben zu beseitigen hoffte. Über diesen Aufent-

halt, der mindestens fünf Wochen dauerte, und den Goethe nicht als Freund der Familie, sondern nur als der Verlobte Friederikens so lang ausdehnen konnte, sind wir durch gleichzeitige Dokumente genauer unterrichtet. Wir besitzen über ihn fünf sehr wertvolle Briefe Goethes an seinen väterlichen Freund, den Aktuarius Salzmann in Straßburg. Diese Briefe gestatten uns einen ganz anderen Einblick in das Innere Goethes während jener Tage, als die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit".

Goethe deutet in „Dichtung und Wahrheit" nur an, daß in jenen Tagen ein Schatten über seine Liebe zu Friederike geflogen sei. Das Traumbild Lucindens, jener Tanzmeisterstochter, die seine Lippen verwünscht hatte, erscheint ihm; Friederike steht ihr gegenüber, schuldlos von dem Fluche getroffen, erstarrt und bleich; Goethe in der Mitte ratlos, nicht imstande, die Wirkungen des Fluches abzulehnen. „Nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor." So stellte die Sache der Dichter Goethe dar. Seine Schuld soll durch das Fatum, das auf seinen Lippen lastet, im Gefühle des Lesers gemildert werden. Anders sieht die Sache in den Briefen aus. Da ist von Lucinde und dem Fatum keine Rede, sondern Goethe ist sein eigenes Fatum. Die rollenden Tage bringen ihm nichts Neues, Friederike hat neue Reize nicht mehr zu entfalten, ja die vor-

handenen werden durch Krankheit gedämpft, getrübt. Der Ernst des Lebens tritt an den Dichter heran und zwingt ihn zum Nachdenken. Die Liebe zu Friederiken gerät ins Schwanken, die Zukunft wirft ihre Schatten auf die Gegenwart. Die Briefe lauten mit geringen Kürzungen folgendermaßen:[15]

1.

„Unserm Herrn Gott zu Ehren geh' ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie so lang nicht sehen werde, denk' ich, ist es gut, wenn Du schreibst, wie Dir's geht. Nun geht's freilich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herum geht. Doch ist's immer Land. — —

Getanzt hab' ich und die Älteste Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter.[16] Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser.

Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken.

Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles.

Wer darf sagen, ich bin der unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.

Adieu! Lieben Sie mich. Sie sollen bald wieder von mir hören."

Goethe.

2.

Mittwoch nachts.

„Ein paar Worte ist doch noch immer mehr als nichts. Hier sitz' ich zwischen Tür und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet —

Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher

Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt. Adieu. — — —“

Goethe.

3.

„Ich komme oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinne, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster und meine animula vagula[17] ist wie's Wetterhähnchen[18] drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist. Punktum.

Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme.

Doch lern' ich schön griechisch; denn daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Übersetzung lese.

Und dann bin ich vier Wochen älter, Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern vieles tue. — — — —“

Goethe.

4.

„Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lang nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt.[19] Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden. Als Knab' pflanzte ich ein Kirschbäumchen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüte und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Teil gefressen, ehe ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein ge-

näschiger Nachbar, dann das Meltau; und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz' ich doch wieder Kirschbäumchen; trotz allen Unglücksfällen gibt's noch so viel Obst, daß man satt wird.

Ich weiß noch eine schöne Geschichte von einem Rosenheckchen, die meinem seligen Großvater passiert ist, und die wohl etwas erbaulicher als die Kirschbaumshistorie, die ich nicht anfangen mag, weil es schon spät ist.

Machen Sie sich auf ein abenteuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte, gefaßt. — — — —"

Ihr

Goethe.

5.

„Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war.

Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife.[20] Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

Goethe scheidet nach mehrwöchentlichem Aufenthalt von Sesenheim mit dem Bewußtsein, daß seine Liebe zu Friederike keine greifbaren Resultate haben könne. Daher ist es kein Wunder, daß ihn, wenn er an die schließliche Enttäuschung Friederikens dachte, „das Verhältnis nunmehr zu ängstigen anfing".[21]

Trotzdem setzt er es, „sich an der lieblichen Gewohnheit ergötzend", fort, wechselt weiter Briefe mit Friederike, ja, kehrt noch mehreremal vorübergehend in Sesenheim ein. Goethes Aufenthalt in Straßburg nahte dem Ende. Am 6. August findet seine Doktorpromotion statt, am 28. August ist er schon in Frankfurt a. M. — Wie war der Abschied von Friederike? In „Dichtung und Wahrheit" heißt es: „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich nicht unterlassen, Friederike noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht mehr geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute."

(D. u. W. XI, S. 51. H. A.) Soviel wußte also der sechzigjährige Mann noch. Ob nicht mehr? Ob wirklich die Erinnerung gerade an jene peinlichen Tage ihm nicht mehr geblieben war? Und wie? Warum hat dann nicht der Dichter ergänzt, der ja so oft die Lücken der Erinnerung ausfüllte? Warum beruft sich hier der Dichter auf den Geschichtsschreiber zur Entschuldigung, daß er so kurz über jene Tage hinweggehe? Ich glaube, wir werden den Grund erraten können. Goethe kam ohnehin die Schilderung der Sesenheimer Episode hart an; sein Sekretär Kräuter erzählt,[22] daß er, tief ergriffen, oft im Diktieren innehielt und in leiserem Tone wieder fortfuhr. Sollte er seine Selbstpeinigung vermehren? Sollte durch eine breitere Schilderung des traurigen Ausganges die Sesenheimer Idylle der Nachwelt mehr wie eine Tragödie erscheinen? Das konnte er gewiß nicht wollen. Ging er kurz über das schmerzliche Ende hinweg, dann dominierten die hellen und heiteren Farben an dem wundervollen Sesenheimer Bilde; sie machten auf die Nachwelt den bestimmenden Eindruck und Sesenheim blieb der Schauplatz des schönsten deutschen Idylls — während es tatsächlich der Schauplatz einer herzerschütternden Tragödie war. Goethe hat dies selbst zugestanden, teils in „Dichtung und Wahrheit", freilich an einer abgelegenen Stelle, wo man Sesenheim halb ver-

gessen hat und der Schatten nicht mehr das sonnige Bild trifft, teils in einem Briefe an Frau von Stein vom Jahre 1779. Da erfahren wir, daß der Abschied von Goethe Friederiken mehr als einige Tränen gekostet hat. „Ich mußte Friederike", schreibt Goethe, „in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete." Goethe hatte nicht den Mut, als er vom Sesenheimer Pfarrhaus schied, Friederiken offen die Aussichtslosigkeit ihrer Verbindung einzugestehen. Er hat dies erst schriftlich von Frankfurt a. M. aus getan. Er erhielt darauf eine Antwort von Friederike, die ihm, wie er in „Dichtung und Wahrheit" (XII, S. 70. H. A.) sagt, das Herz zerriß. „Es war dieselbe Hand," heißt es an der Stelle weiter, „derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja, nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen.

Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum erstenmal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue .... höchst peinlich, ja unerträglich. — — —

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich ängstigte, suchte ich nach meiner alten Art Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo* und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein." [23]

Goethe schickte 1773 den Götz von Berlichingen an Friederike, nicht direkt, sondern durch Salzmann. „Die arme Friederike", fügt er hinzu, „wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue (Weislingen) vergiftet wird." [24] Goethe ist es jedoch weder durch die poetische Beichte im Götz, noch durch die im Clavigo resp. Faust gelungen, eine innere Absolution zu erlangen. Fort und fort beunruhigte

* Es ist wahrscheinlich, daß auch Gretchen im Faust nach Friederikens Vorbild geschaffen ist, wie dies Schäfer angedeutet, Herman Grimm geistreich ausgeführt hat. Die Zeit würde jene Annahme durchaus unterstützen, da der erste Teil des Faust in Straßburg konzipiert, in Wetzlar 1772 vielleicht in einzelnen Szenen schon niedergeschrieben war. Daß Goethe aber hier nicht des Faust gedachte, dazu konnte er durch das sehr begründete Bedenken bewogen werden, daß die Beziehung auf den Faust zu unliebsamen Mißverständnissen Veranlassung geben würde.

ihn das Schicksal Friederikens, und als er 1779 mit dem Herzog Karl August eine Reise nach der Schweiz machte, da trieb es ihn, das Sesenheimer Pfarrhaus aufzusuchen, ob er vielleicht Versöhnung mit den schwer Gekränkten finden könne.

In dem schon oben erwähnten Briefe an Frau von Stein berichtet er darüber:

„Den 25. (September) abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten und ich fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter des Hauses hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich es verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend

ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm.

Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. — — — Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Wenn wir über die sittliche Größe Friederikens kein Zeugnis hätten als diesen Brief, er würde genügen, um sie den erhabensten Frauencharakteren an die Seite zu stellen.

Goethe scheint nach seiner Rückkehr aus der Schweiz der Pfarrersfamilie nochmals schriftlich für freundliche Aufnahme, die er bei ihr gefunden, gedankt und als Antwort von Friederike einen Brief empfangen zu haben, in dem sie nochmals die schöne edle Gesinnung an den Tag legte wie in Sesenheim selber. Wenigstens notierte Goethe in seinem Tagebuche unter dem 30. März 1780: Guter Brief von Rieckchen B. Das waren wohl die letzten Grüße, die beide miteinander ausgetauscht haben.

Wir können demnach die Geschichte des Verhältnisses Goethes zu Friederiken als beendet an-

sehen. Keiner kommt jedoch von diesem Verhältnis fort, ohne auf die Frage antworten zu müssen: Warum hat nun eigentlich Goethe Friederike verlassen? War es bloß eine angeborene Unbeständigkeit, wie es nach seinen Sesenheimer Wetterfahnbriefen den Anschein hat? Oder hat ihn das Brustleiden Friederikens, von dem er öfters spricht, bedenklich gemacht? Oder dünkte es den reichen Frankfurter Patrizierssohn nicht standesgemäß, sich mit der einfachen Pfarrerstochter zu verbinden? Oder vermochte etwa Friederike ihn nicht dauernd zu fesseln, weil sie ihm geistig nicht ebenbürtig war? Wir glauben auf alle diese Fragen mit „Nein" antworten zu dürfen. Was die geistige Ebenbürtigkeit anbetrifft, so hat diese Goethe sicher nicht verlangt. Ihm genügte es, wie es jedem gebildeten, unpedantischen Manne genügen wird, wenn das Mädchen, dem er seine Liebe zuwandte, die Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne hatte, die Fähigkeit besaß, sich zu ihm, sich an ihm heranzubilden. (Vergleiche die S. 48 zitierte Stelle). Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit besaß Friederike nach Goethes eigenem Zeugnis in vollem Maße. Sie mußten ihm viel wertvoller sein als eine hohe, gelehrte Bildung, die ihm mit einer gewissen Selbständigkeit und Starrheit gegenübertrat. An die äußere, soziale Ebenbürtigkeit hat Goethe gewiß

nicht gedacht. Verliebte Studenten im Alter von 21—22 Jahren denken an solche Dinge nicht. Ihnen glättet die Liebe jede soziale Unebenheit. Solche Gedanken mochten in Frankfurt Eltern, Onkels, Tanten u. s. w. anregen, aber da war Goethes Entschluß schon gefaßt. Friederikens Brustleiden, das sich übrigens später als ganz ungefährlich erwies, wird Goethe auch nicht viel Kummer gemacht haben. So bleibt nur noch die Frage der Unbeständigkeit zu erledigen. Nach den Sesenheimer Briefen scheint es in der Tat, als ob diese Eigenschaft ihn von Friederike entfernt habe, scheint es, als ob er die Natur des Schmetterlings gehabt, der von Blume zu Blume flattert, an ihrem süßen Saft sich labt und sie dann wieder verläßt. Auch die sonstigen Jugendliebschaften Goethes scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Daß eine Unbeständigkeit vorliegt, ist allerdings keine Frage. Aber es entsteht sofort die weitere Frage: Worin lag der Grund dieser Unbeständigkeit? Lag er wirklich nur in der Genußsucht, im Gefallen am bunten Wechsel? Wir meinen nicht. Der junge Goethe, über die Gefühle, die ihn durchwogten, im unklaren, hat freilich im vierten Briefe an Salzmann eine derartige Auffassung unterstützt; doch der fünfte und letzte zeigt nach einer ganz andern Richtung. In den letzten Worten: „Ich fühle, daß ich nach Schatten greife“ liegt durch-

aus nicht der Ausdruck der befriedigten und darum nach neuen Reizen strebenden Genußsucht. Hier leuchten andere Seelenstimmungen auf. Der junge Goethe weiß sie nicht zu deuten. Er tappt und zwar notwendigerweise noch im Dunklen. Erst der Mann Goethe ist sich beim Rückblick auf seine Jugend völlig klar über die Gründe seines Verhaltens.

Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" an zwei Stellen die Motive für seinen Treubruch an Friederike angedeutet, doch so versteckt, daß man sehr aufmerken muß, um die Andeutungen zu finden. Die erste liegt in dem Märchen von der neuen Melusine. Ich habe schon oben hervorgehoben, daß Goethe dieses Märchen entweder überhaupt nicht, oder in einer Form, die die Tendenz ganz veränderte, in Sesenheim erzählt hat.[25] In letzterem Falle war aber das Märchen, das heute in Wilhelm Meisters Wanderjahren steht, so verschieden von dem Sesenheimer, daß man kurz sagen kann, Goethe hat dieses Märchen nicht erzählt. Wie kommt nun Goethe trotzdem dazu, dieses Märchen in die Sesenheimer Episode einzuflechten? Der Grund liegt in dem Umstande, daß die neue Melusine die Erklärung und Rechtfertigung seines Verhaltens gegen Friederike sein soll. Der Gedankengang in dem Märchen ist folgender: Ein Mann lernt eine Jungfrau kennen, die ihm außer-

ordentlich gefällt. „Mit ihr allein auf grüner Matte zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da fühllos geblieben?“[26] (Sehen wir nicht Friederike und Goethe vor uns?) Doch das liebliche Wesen gehört dem Zwergenreich an, und der Mann kann nur bei ihr bleiben, wenn er sich entschlösse, so klein zu werden wie sie. Der Mann entschließt sich. Durch einen Ring, den sie ihm aufsteckt, wird er ein Zwerg. Die Jungfrau führt ihn in ihr Reich vor ihren Vater, den König der Zwerge. Dieser begrüßt ihn als zukünftigen Schwiegersohn und setzt die Trauung auf den folgenden Tag fest. „Wie schrecklich ward mir auf einmal zumute, als ich von Heiraten hörte.“ Er will entfliehen; doch Ameisen, die Alliierten seines Schwiegervaters, halten ihn auf, lassen ihn nicht mehr los. „Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleineren.“

Es hilft nichts. Er muß sich trauen lassen. „Laßt mich nun von allen Zeremonien schweigen; genug, wir waren verheiratet. So lustig und munter es jedoch bei uns herging, so fanden sich dessen ungeachtet einsame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete, was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das sollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen

Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß, die Flaschen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportioniert, ja, wenn man will, verhältnismäßig besseres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich; ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend; und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir diese Verhältnisse höchst angenehm. Dabei hatt' ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum ersten Male, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann."

Er durchfeilt den Ring und erlangt seine frühere Größe wieder.

Hier haben wir die Deutung. Goethe wollte auf seine große Zukunft nicht verzichten, indem er sich frühzeitig durch eheliche Bande fesselte und in kleine Verhältnisse einschloß. Er hatte ein Ideal von sich selbst, das ihm durch eine Verbindung mit Friederike zerstört zu werden schien. Der Riese wollte

kein Zwergenleben führen. Daher die innere Unruhe, das Hin- und Herschwanken seiner Seele (animula vagula), die ihm wie eine von verschiedenen Windstößen bewegte Wetterfahne vorkam, als sein Verhältnis zu Friederike ihm ernsthafte dauernde und zugleich ihn beengende Verpflichtungen aufzuerlegen drohte. „Wie schrecklich ward mir zumute, als ich von Heiraten hörte!“

Das Gefühl, daß er, der Jüngling mit titanenhafter Kraft, der noch eine Welt erobern wollte — und er hat sie erobert — nicht in enge Verhältnisse paßte, das preßte ihm die bezeichnenden Worte ab: „Ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife.“

Es war also nicht eine rastlose Begierde nach neuen Genüssen, die ihn, wie der junge Goethe, über den Urgrund seiner Wankelmütigkeit im unklaren, selbst einmal (im vierten Briefe an Salzmann) annehmen zu müssen glaubte, von jeder festen Verbindung bis in sein Mannesalter hinein fern hielt, sondern das ihn unbewußt treibende und stoßende Ideal von sich selbst, seine nach Geltung, nach einem Sichausleben und Sichvollbringen strebende Riesenkraft; wie es der Mann Goethe mit voller Klarheit ausgesprochen hat.[27] —

Ich habe oben gesagt, daß Goethe noch an einer andern Stelle in „Dichtung und Wahrheit“

eine Erklärung und Rechtfertigung seines Verhaltens versucht hat. Diese Stelle findet sich im elften Buch (S. 18 H. A.) bei der Schilderung des Pfingstbesuches. Dort unterbricht er seine Darstellung plötzlich durch eine allgemeine Betrachtung, deren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden nicht recht ersichtlich ist. Sie lautet folgendermaßen:

„Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle; und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen: was uns für eine wirkliche zugeteilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist."

Goethe meint also: Ich war so lange innerlich einem ewigen Schwanken und Störungen von außen ausgesetzt, bis ich ein für allemal den Entschluß faßte, zu erklären: das Rechte ist, was mir gemäß ist. Hier haben wir dasselbe wie im Märchen von der neuen Melusine. Eine Verbin-

dung mit Friederike ist für ihn nicht das Rechte, weil sie seiner Natur nicht gemäß war. Das Zwergenleben war seiner Riesennatur nicht gemäß. Deshalb war er berechtigt, das Verhältnis zu Friederike zu lösen. Jetzt verstehen wir, wie seine Sentenz in das Sesenheimer Idyll hineinpaßt. Freilich ist er damit nur vom natürlichen oder psychologischen Standpunkte aus, nicht vom sittlichen, gerechtfertigt. Die Moral kennt keine Rücksicht auf die Natur. Die Natur ist weder sittlich noch unsittlich. Sie folgt ihren eigenen inneren Gesetzen. Große Genies sind aber vorwiegend Naturmächte, gewaltige Naturkräfte, die unbewußt den in ihnen wirkenden Gesetzen folgen und nur das tun und tun können, was diesen gemäß ist. Der gläubige Sinn verehrt sie als auserwählte Werkzeuge Gottes, die gesandt sind, die Menschheit zu erlösen, während sie selbst mannigfach sündigen. Ein solches Genie war Goethe. Er hat in seinem ganzen langen Leben nur seine Natur zur unverkümmerten Erscheinung sich bringen lassen. Er hat dabei viel gesündigt, er war sich dessen wohl bewußt und hat nichts beschönigt. Auch in bezug auf Friederike sprach er sich, wie wir wissen, schuldig. Nur zu erklären und psychologisch zu rechtfertigen hat er der Mit- und Nachwelt sein oft rätselhaftes* Verhalten gesucht.

* „Mein Lebensgang blieb selbst für meine Freunde

Das ist meine Ansicht über Goethes Verhältnis zu Friederike.

Wir haben den Höhepunkt unseres Interesses an Friederike überschritten. Es erübrigt nur noch, kurz ihre weiteren Lebensschicksale zu berichten.

Friederike war nach dem Abschiede Goethes in schwere Krankheit verfallen. Sie genas, aber ihre Lebensfreude war dahin. Etwa dreiviertel Jahr nach Goethes Abreise sah sie der Dichter Lenz, jener begabte, aber exzentrische Rival Goethes. Er besingt sie in ergreifenden Versen:

(Ein Pfarrer)
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich:
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All' itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlass'ne Liebe trug sie nach.

Lenz, anstatt mit zarter Ehrerbietung dieser Unglücklichen zu nahen, war närrisch genug, zu glauben oder wenigstens sich zu stellen, als ob er glaubte,* er könne das Bild Goethes aus ihrem

meist ein Geheimnis." Goethe, Campagne in Frankreich (Pempelfort im November 1792).

* Zur letzteren Annahme zwingen uns die Worte Goethes (Biographische Einzelnheiten, siehe Lenz): „Er hatte

Herzen verdrängen und dessen Platz einnehmen. Er peinigte sie mit seiner Liebe, bis man ihn unsanft aus dem Hause entfernte.

Es vergingen sieben Jahre, da erschien 1779 Goethe wieder im Brionschen Hause. Wir haben über diesen Besuch schon berichtet. Goethe schied in Frieden „von den Geistern dieser Ausgesöhnten". In den nächsten Jahren wurde es im Pfarrhause stiller und stiller. 1782 verheiratete sich die ältere Schwester Marie Salomea (Olivie) mit dem Pfarrer Marx, 1786 starb die Mutter und 1787 folgte der Vater seiner getreuen Gattin. Friederike und ihre jüngere Schwester Sophie siedelten darauf zu ihrem Bruder Christian (Moses) über, der im selben Jahre Pfarrer im Steintale wurde. Von 1788 bis 1793 soll Friederike sich bei Verwandten in Versailles und Paris aufgehalten haben, also gerade zur Schreckenszeit; doch ist diese Nachricht sehr unsicher. Im Jahre 1801 finden wir sie bei ihrem Schwager Marx in Diersburg im Badischen, mit dem sie 1805 nach Meißenheim bei Lahr ging. Dort blieb sie bis zu ihrem Tode. Sie erfreute sich allgemeiner Verehrung. Die „Tante", so hieß sie in der ganzen Gemeinde. Wohltun, Rat und Trost spenden, Unmündige erziehen und leiten waren die letzten Werke ihres

sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt", während die erstere wahrscheinlicher ist.

Lebens. Eine von ihr erzogene Dame schrieb ihrerzeit an Pfarrer Lucius in Sesenheim:

„Noch lange, wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, so dachte ich ihn mir wie Tante Brion in einem weißen Kleide."

Von ihren Beziehungen zu Goethe hat sie in der letzten Periode ihres Lebens nie gesprochen. Das Erscheinen des II. Teiles von „Dichtung und Wahrheit", in dem der Anfang der Sesenheimer Idylle erzählt ist, erlebte sie noch; ob sie Kenntnis davon genommen hat, wer weiß es? — Am 3. April 1813 ist Friederike Brion, etwa einundsechzig Jahre alt, auf deutschem Boden in Meißenheim gestorben. Auf dem dortigen Kirchhof liegt sie auch begraben. Seit 1866 schmückt ihr Grab ein würdiges Denkmal mit ihrer Marmorbüste. Die Züge des Marmorkopfes sind freilich der Phantasie entlehnt, wie alle Friederikenbilder, da wir kein Porträt von ihr besitzen.[28]

Auf dem Denkmal stehen die Verse:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Friederike hat viel geduldet. „Dafür strahlt sie aber auch im Leben unsers Dichters in unvergänglichstem Glanze und ihr Name wird unter den würdigsten Dulderinnen der Liebe durch alle Zeiten von edlen Seelen gefeiert werden." (Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. S. 108.)

Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder

Unter den Sesenheimer Liedern sind hier diejenigen elf Lieder verstanden, die Heinrich Kruse im Herbst 1835 teils nach handschriftlichen (zehn Lieder) teils nach mündlichen („dem Himmel wachs' entgegen" D. j. G. Nr. 11) Mitteilungen Sophie Brions in Niederbronn aufzeichnete und die später nach seiner Abschrift im jungen Goethe (Bd. I, 261 ff.) vollständig abgedruckt worden sind.* Goethe selbst hat von diesen Liedern nur zwei in seine Werke aufgenommen: „Mit einem gemalten Bande" (Nr. 7) und „Willkommen und Abschied" (Nr. 10); und für diese allein ist uns damit die Echtheit durch den Dichter verbürgt, für die übrigen sind wir auf innere und äußere Kriterien angewiesen.

Prüfen wir zunächst die äußeren. In seinem Reisebericht vom September 1835, der authentisch

* Die Reihenfolge ist in dem Abdruck verändert. Bei Kruse stehen zuerst die Lieder: „Ach bist du fort" und „Als ich in Saarbrücken", dann folgen Nr. 6—10, 1—3. — Nr. 11 steht nicht in der Abschrift, sondern in dem Reisebericht (B. 522 der Hirzelschen Sammlung auf der Leipziger Universitätsbibliothek).

in der deutschen Rundschau V, 220 ff. veröffentlicht ist, sagt H. Kruse: „Sie (Sophie Brion) zeigte mir zuletzt noch einige Kleinigkeiten, die sie von Goethes Hand zufällig übrig behalten, und erlaubte mir herzlich gern, sie abzuschreiben". „Von Goethes Hand" soll hier offenbar „von Goethe herrührend" bedeuten. Denn diese Kleinigkeiten waren durchaus nicht sämtlich von Goethes Hand geschrieben, vielmehr, wie Kruse bald bemerkt, nur ein Teil, während ein anderer Teil Friederikens Hand zeigte. Leider hat der neunzehnjährige Student, von der Echtheit aller überzeugt, nicht genau notiert, welche. Nur von dem Liede „Mit einem gemalten Bande" gibt er in der Nachschrift zu seinem Reisebericht (a. a. O. S. 226) an, es sei von Friederiken geschrieben gewesen, und außerdem findet sich in seiner von mir verglichenen Abschrift vor den Liedern Nr. 9 „Jetzt fühlt der Engel" und Nr. 10 „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" der Vermerk: „von Friederikens Hand zwei halbe Bogen".

Es ist einigermaßen auffallend, daß Friederike grade ein so sicheres Goethisches Eigentum, wie „Mit einem gemalten Bande" und wohl auch „Jetzt fühlt der Engel", nicht im Original besaß; und es beschleichen uns Zweifel,* ob überhaupt

* Diese Zweifel werden durch einen dritten Vermerk, über den man S. 87 sehe, sehr verstärkt.

Kruse Goethische Originale vor sich sah und ob die zierliche Hand, die er für die Goethes hielt, nicht einem andern Dichter des vorigen Jahrhunderts angehörte. Der Besitz der Lieder in den Händen Sophiens beweist an sich nichts; ebensowenig ihre Erklärung, die Lieder rührten von Goethe her. Friederike wurde außer von Goethe noch von Lenz und vielleicht andern uns unbekannten Männern geliebt, die sie ebensogut in Liedern feiern konnten wie Goethe. Elf solcher Lieder besaß Sophie. Ob Friederike die Schwester je über den Ursprung der einzelnen Lieder unterrichtet hat, ist bei so zarten Dingen und bei der nach Lucius, Friederike Brion S. 99, vielbezeugten Tatsache, daß sie in ihrer letzten Lebensperiode nie und zu niemand von ihrem Verhältnis zu Goethe gesprochen, mehr als fraglich, und wenn es der Fall war, ist es weiter fraglich, ob die im Jahre 1835 beinahe achtzigjährige Greisin, nachdem sie seit 1801 von der 1813 gestorbenen Schwester getrennt war (vgl. Lucius S. 98), noch ein genaues Wissen davon hatte. In ihren Augen waren gewiß alle Lieder, die ihre Schwester besessen hatte, Goethische. — Die Überlieferung gibt uns aber noch weitere Rätsel auf.

Kaum ein Jahr nach Heinrich Kruse war der Verfasser der Briefe aus Elsaß und Lothringen in den Blättern für literarische Unterhaltung Jahr-

gang 1837 bei Sophie Brion und hat dort ebenfalls Goethische Manuskripte gesehen, zu denen angeblich auch das von ihm in der Nummer vom 5. Januar veröffentlichte Lied „Als ich in Saarbrücken" gehörte.

Wiederum ein Jahr später fand aber August Stöber[29] weder Originalien noch Abschriften Friederikens, sondern nur Abschriften Sophiens vor. Die Originale wären ihr abhanden gekommen, meinte Sophie (Stöber, Lenz S. 111). Das müßte, wenn Kruses und des Anonymus Angaben in den Blättern für literarische Unterhaltung richtig sind, zwischen Herbst 1836 und 1837 geschehen sein. Wie ist aber Sophie auf den Gedanken verfallen, sich eine Kopie herzustellen? Ahnte sie den Verlust der Originalien voraus? Das Gleiche fällt bei Friederike auf. Wozu hat sie sich Abschriften angefertigt? Es wäre denkbar, sie hätte die Lieder in ein Album zusammengetragen. Aber das, was Kruse empfing, waren lose Blätter und Blätter von zweierlei Hand. Sollte es da nicht wahrscheinlich sein, daß schon Kruses in denjenigen Blättern, die er für Abschriften Friederikens hielt, Abschriften Sophiens[30] vorlagen, die sie sich zu der Zeit machte, wo die Originale noch in den Händen ihrer Schwester waren? Denn von Goethes Briefen und Liedern dürfte Sophie im Original nichts ererbt haben, obwohl sie das Gegenteil versicherte. Es lag für eine

alte Dame, für die Schwester Friederikens, die fortwährend nach Goethischen Handschriften (s. unten) gefragt wurde, die Verführung zu nahe, auch über den Rahmen dessen hinaus, was sie als Goethisch ansah, von Goethischen Autographen zu sprechen. Die Originale wird Friederike vor ihrem Tode verbrannt haben, um diese ihr heiligen Reliquien nicht der pietätslosen Nachwelt preiszugeben.[31] So erklärt es sich auch am ehesten, warum von allen Briefen und Liedern Goethes an Friederike kein einziges im Original bisher zum Vorschein gekommen ist.

Das was Sophie, Kruse und seinem Nachfolger als Goethische Handschrift erschien, wird die Lenzens gewesen sein, und seine Blätter scheint Sophie nicht lange nach Kruses Besuch fortgegeben oder verkauft zu haben, vielleicht an einen der Engländer, die damals schon ebenso wie die deutschen Goetheverehrer nach Sesenheimer Reliquien suchten (vgl. Blätter f. l. U. a. a. O.), nachdem sie vorher noch rasch eine nicht ganz vollständige Abschrift genommen hatte, so daß Stöber in dieser Abschrift nur acht statt zehn Lieder vorfand.[32]

Nun haben wir aber noch eine dritte Überlieferung, wenigstens für einen Teil der Lieder. Wie P. Th. Falck in seinem Buche „Friederike Brion" S. XI versichert, hätte Lenz' Freund und

Seelsorger Dr. Michael Jerzembsky von dessen „Sesenheimer Liedern“ eine Kopie genommen, die jetzt in seinem (Falcks) Besitz sei. Unter diesen Liedern befinden sich drei der angeblich Goethischen Friederikenlieder (Nr. 3, 4, 5): „Nun sitzt der Ritter an dem Ort“, „Ach bist du fort? aus welchen güldnen Träumen?“ und „Als ich in Saarbrücken“.

Demnach ist das Resultat, wenn wir von dem Anonymus absehen, kurz folgendes:

H. Kruse findet 1835 bei Sophie Brion handschriftlich zehn Lieder vor, die von Sophie als Goethische bezeichnet werden, und nach seiner Angabe teils von Goethes, teils von Friederikens Hand herrührten.

August Stöber findet 1837 an derselben Stelle acht Lieder, die ebenfalls von Sophie als Goethische ausgegeben werden, aber von ihrer Hand geschrieben sind.

Der Livländer P. Th. Falck erhält aus Lenzens Nachlaß in Moskau abschriftlich eine Reihe von Sesenheimer Liedern, von denen drei zu den angeblich Goethischen gehören.

Goethe selbst hat in seine Werke von den elf ihm zugeschriebenen Liedern nur zwei aufgenommen.

Im Original ist weder ein Goethisches noch ein Lenzisches Friederikenlied vorhanden.

Wir sehen daraus, daß die äußeren Kriterien für die Echtheit der meisten Lieder so unsicher wie

möglich sind. Bei dieser Sachlage sind wir nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet, jedes einzelne Lied (mit Ausnahme der beiden von Goethe als echt anerkannten) daraufhin zu prüfen, ob es ein Goethisches oder Lenzisches Produkt sei.[33]

Ich beginne mit denjenigen Liedern, die durch Falck für Lenz in Anspruch genommen worden sind. Daß Jerzembsky hier eine selbständige Vorlage kopierte und nicht etwa Stöbers oder Launs Publikationen aus den Jahren 1838 und 1840, bezeugen die Abweichungen des Textes.

Zuerst Lied zehn „Ach bist du fort?" Kann es Goethisch sein? Die Frage ist von den meisten Goetheforschern (Schäfer, Viehoff, Strehlke), insbesondere aber von Loeper (Hempels Goethe XXII, 245), Erich Schmidt (Charakteristiken S. 281) und Weinhold (Gedichte von J. M. R. Lenz, Berlin 1891, S. 266) mehr oder minder bestimmt verneint worden. Ich schließe mich ihnen an, indem ich ihre Gründe mir aneigne und zugleich zu vermehren suche. — Die Situation ist folgende. Die besungene Geliebte ist verreist, der Dichter ist zurückgeblieben. Sein Schmerz ist ein doppelter, über die Art des Abschieds und über die Trennung. Beim Abschiede hätte die Geliebte von ihm sich abgewandt und nur Tränen für die Freundinnen gehabt. Nichts hätte sie ihm gelassen als

die Verzweiflung und das Grab. Nur einmal möge sie ihm schreiben, ob sie ihn liebe; oder er wolle nie sie wiedersehen. Über diesen Gedanken erschrickt er; es sei zu viel. Er würde sterben „Grausame für dich!" Paßt dieses Lied irgendwie in das Verhältnis Goethes zu Friederike? Gibt es eine einzige innere und äußere Situation in diesem Verhältnis, aus dem heraus wir es uns entstanden denken können? Gewiß nicht. Goethe ist immer der glückliche Liebhaber; schon bei seinem ersten Besuche hat er Liebe in Friederikens Augen gelesen — und diese Liebe steigert sich bei ihr bis zum letzten Moment. Und bei einem Abschied sollte diese Friederike den Dichter ignoriert haben? Goethe hat uns in einem seiner schönsten Lieder und in Dichtung und Wahrheit (XXII, 51 Hempel) Abschiede von Friederiken geschildert. Sie bilden die stärksten Kontraste zu dem des vorliegenden Liedes. Ebensowenig kennen wir eine Situation, in welcher Goethe in Sesenheim zurückbleibt, während Friederike verreist.

Dagegen trifft für Lenz alles vortrefflich zu: sowohl die äußeren Tatsachen, wie wir uns bei dem nächsten Liede überzeugen werden, als das Verhältnis, in dem die besungene Geliebte zu dem Dichter steht. Dasselbe gilt von der Sprache des Liedes.

Die Häufung sowie die Stärke der Schmerzensausdrücke: Qual, Grämen, Verzweiflung, Grab, ent-

setzliche, sterben, Grausame, das ist im ganzen wie im einzelnen völlig ungoethisch. Die Verzweiflung, das Grab, entsetzlich, grausam sind in keinem subjektiven Liede des jungen Goethe zu finden. Auch „der Gram" nur einmal in dem Verse der bekannten Einlage in Erwin und Elmire „dem der Gram die Seele bricht", wo die Gattung eine etwas größere Weichheit forderte. Das „Sterben" ist gleichfalls nicht mehr als einmal in der Lyrik des jungen Goethe zu belegen, aber in ganz anderer Verbindung, als Ausdruck stärkster Sinnlichkeit, in dem Liede auf Christel (D. j. G. III, 163). Noch fremder sind ihm Häufungen von Schmerzensausdrücken. Er war von früh an eine viel zu wahre, harmonische und in seinen Straßburger und Frankfurter Jahren viel zu frohe Natur, um zu solchem forcierten Ausdruck der inneren Bewegung zu greifen. Wir haben eine Reihe von Sehnsuchts- und Abschiedsliedern — auch unter den Friederiken gewidmeten —, aber wie gedämpft, wie maßvoll ist in ihnen die Sprache! —

Dagegen hat Lenz mit großer Vorliebe sich in starken Wendungen bewegt. Grab, Tod, sterben finden wir in einem ganz ähnlichen Liede (Weinhold Nr. 70) vereinigt. Außerdem begegnen wir „dem Grabe" in der Ausgabe von Weinhold Nr. 21, 36, 39, 62 (wiederholt) u. ö. Das Sterben für die Geliebte kehrt in dem Liede an Clephchen-Minna

(Weinhold Nr. 31, vgl. auch Nr. 23 und 70) viermal wieder. Bei Weinhold Nr. 55 heißt es: „Gönnt er mir nur das Glück ihr Angesicht zu sehn, in tausend Tode wollt' ich gehn." Ähnliche Phrasen enthalten auch seine Briefe ungemein häufig. So will er z. B. in einem Sesenheimer Briefe an Salzmann sein Leben für Friederike lassen (Stöber, Der Dichter Lenz, S. 50), in einem andern wünscht er sich zu sterben (ebend. S. 47). Nicht seltener ist „der Gram" verwandt, z. B. Weinhold Nr. 24, 31, 42, 47B (S. 153), 59, 84, I. „Grausam" entdecken wir a. a. O. Nr. 39, 46 (S. 148), 100; G.-J. X, 51; „Verzweiflung" Weinhold Nr. 24, 43 (S. 141), 46, 84, I. Dorer-Egloff, Lenz S. 161. Weinen und Tränen sind so gewöhnliche Ingredienzien Lenzischer Lieder, daß es nicht lohnt, für sie Belege zu bringen. — Außer den Schmerzensausdrücken sind aber in dem Gedichte noch andere Wendungen, die Fremdlinge in Goethes Reiche sind. „Die Sonne scheint ihm schwarz", heißt es in der vierten Strophe, „die Bäume blühn ihm schwarz". Goethe hätte weder das Bild gebraucht, noch wäre er an dem Epitheton „schwarz" hängen geblieben. Dagegen treffen wir bei Lenz ganz ähnliche Seitenstücke. „Die Sonne in Trauer . . . finster der Tag" Weinhold Nr. 41; „will im schwarzen Tal mein Haupt hinlegen" ebend. Nr. 62; „in der Nacht wird's so schwarz nicht als in meinem Herzen"

Nr. 32. Der „Jüngling“ in der zweiten Strophe kehrt auch sonst als Selbstbezeichnung bei ihm wieder;[34] Vers 1 in der fünften Strophe „er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen“ hat sein Seitenstück im Poeten (G.-J. X, 55 oben). Zu Vers 1 der sechsten Strophe „Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen“ vgl. man eine Stelle aus einem Briefe Lenzens an Salzmann: „Wenn ich Sie nicht in Straßburg zu finden hoffte, so würde ich mein Schicksal hassen, das mich . . . zwingt, in eine lärmende Stadt zurückzukehren“ (Stöber S. 46). Die Apostrophierung der Geliebten im zweiten Verse derselben Strophe mit dem Abstraktum „Vollkommenheit“ wäre für Goethe eine so auffallende Abnormität, daß sie allein genügte, das Lied ihm abzusprechen. Dagegen nennt Lenz noch in einem andern Liede an Friederike (Falck S. 50) sie eine Rose voll „Vollkommenheiten“, in einem Briefe (Dorer-Egloff S. 161) spricht er von den „Vollkommenheiten“ der Waldner, und im Poeten (a. a. O.) von den weiblichen „Vollkommenheiten“, die sich in sein Herz eindrängen. Aber auch sonst sind ihm abstrakte Apostrophierungen (vgl. Weinhold Nr. 21, 29, 60)[35] geläufig. Die in den folgenden Versen der Strophe ausgesprochene Abneigung gegen die oberflächlichen Straßburgerinnen tönt aus den Blättern des Poeten mehrfach wieder (G.-J. X, 59, 61, 62, 66).

Wie Gedanken und Worte echt Lenzisch, dagegen ganz ungoethisch sind, so auch der Satzbau. Nicht bloß die Unruhe, die sich in Fragen, Ausrufen, Widerrufen, Unterbrechungen ausprägt, sondern noch mehr die dichten, unmittelbaren, rein rhetorischen Wiederholungen sind in Goethes Lyrik ebenso ungewöhnlich als für Lenzens Stil charakteristisch, wie jeder weiß, der sich eingehender mit ihm beschäftigt und wie auch neuerdings erst wieder Weinhold im G.-J. X, 99 betont hat. So heißt es in unserm Liede Strophe 3: „Warum ließest du ihm nichts, ihm nichts zurück?"; in Strophe 7: „O laß dich doch, o laß dich doch erflehen!"; in Strophe 8: „Ich fühl', ich fühl'". Parallelen finden sich in Hülle und Fülle. Ich verweise in der Ausgabe von Weinhold auf Nr. 28, 31 (S. 119), 39, 47, 54, 70, 75 u. s. f. Er steigt selbst bis zu vier- und fünffachen Wiederholungen auf, z. B. in dem vorher zitierten Lied an Elephchen und in dem Gedicht „Nachtschwärmerei" (Weinhold Nr. 46). Endlich muß man noch an dem Strophenbau des Liedes Anstoß nehmen. Nur die ersten Strophen sind übereinstimmend gebaut aus 5 + 4 + 6 + 4 Jamben. In der vierten Strophe ist der zweite Vers mit einem Fuß überladen, in der fünften der erste und zweite,* desgleichen in der sechsten, während

* Ich halte in diesem Verse die Lesart „Bogengang",

der dritte Vers um einen Fuß zu kurz ist. In der siebenten Strophe ist der zweite Vers um einen Fuß zu lang, der dritte um einen zu kurz, und in der achten der erste Vers um einen Fuß zu lang. Bei Goethe wird man nach einem solchen Schwanken in Gedichten von gleichzeiligen Strophen vergeblich suchen.

Aber außer durch die mannigfachen Einzelmerkmale verrät sich das Gedicht als Lenzisches Produkt durch das unwahre, theatralische Pathos, das es atmet. Seine Liebe zu Friederike, wenn sie überhaupt echt war, was bekanntlich Goethe auf grund seiner Kenntnis Lenzens und der Mitteilungen Friederikens bestreitet, war weit entfernt von einer seine Existenz durchdringenden Tiefe. Er selber schreibt, als er von Friederike Ende August 1772 auf längere Zeit Abschied nimmt, an Salzmann: „Ich gehe jetzt nach Sesenheim hinaus, um den letzten Tag recht vergnügt dort zuzubringen. Recht vergnügt — nicht wahr, Sie lächeln über meine stolze, platonische Sprache, mittlerweile mein Herz mit dem Ritter Amadis von nichts als Flammen,

---

die Stöber und Falck bieten, für die authentische. Kruse hat wahrscheinlich in der Eile das von ihm vorausgesetzte „Tal" hingeschrieben. Dagegen ist die Entstehung der Lesart „Bogengang" aus „Tal" unerklärlich. — Auch Weinhold entscheidet sich für „Bogengang".

Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamiert" (Stöber, Lenz S. 57). Das ist es: eine Lenzische Deklamation von Pfeilen und Wunden — kein Goethischer Herzenserguß.[36]

Nun das fünfte Lied „Als ich in Saarbrücken". Auch dieses hatte Gustav von Loeper schon vor der Publikation Falcks Lenz zugesprochen (Hempels Goethe XXII, 245). Die Situation ist dieselbe, wie im vorigen Liede. Die Geliebte ist verreist, der Dichter zurückgeblieben. Er spricht seine Sehnsucht nach ihr aus und bittet sie bald zurückzukehren. — Man kann deshalb dieses Lied mit Goethes Saarbrückener Reise nicht in Verbindung bringen, was ohnehin der Zeitpunkt, in den sie fiel, verbietet. Die Überschrift „Als ich in Saarbrücken" hat Düntzer in den Frauenbildern S. 26 richtig als einen Zusatz Friederikens ausgelegt. Daß Friederike während Goethes Sesenheimer Besuchen aber in Saarbrücken oder überhaupt verreist war, ist uns, wie schon bemerkt, nicht bekannt und ist auch schwer glaublich. Dagegen wissen wir, daß Friederike, während Lenz sie umwarb, mit ihrer Mutter Anfang Juni 1772 ihre Verwandten in Saarbrücken besuchte; und zwar von Lenz selber (Stöber S. 47), der seufzend hinzufügt, die Mutter werde vielleicht ein Mädchen da lassen, das er wünschte, nie gesehen zu haben.

Auf Lenz weisen auch die sprachlichen Kriterien. Auf das Lenzische „itzt" hat Loeper aufmerksam gemacht.[37] In Goethes Jugendbriefen und -Liedern ist es nicht zu entdecken. Die Wendung „wo triumphiert das Mädchen?" hat etwas von dem gezierten und gepuderten Stil der Anakreontik an sich, den wir nicht einmal in Goethes Leipziger Liedern voll ausgeprägt finden. „Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen" entspricht der Phrase des vorigen Liedes „Die Sonne scheint ihm schwarz". Ebenso stimmt „der Himmel vereinigt sich mit deinem Freunde dir nachzuweinen" zu der Wendung des vorigen Liedes „er weinet voll Verlangen dir nach".* „Schon rufen Hirt und Herden dich bang herbei" ist eine wohl der Schäferpoesie entlehnte Floskel, die ich Goethe in der Straßburger Zeit nicht zutrauen möchte. Auch der Eingang mit den vier Fragen, die mit demselben Fragewort eröffnet werden, kann stutzig machen.

Somit werden wir gut tun, auch dieses Lied Lenz zu belassen.**

Das dritte der Sesenheimer Lieder „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" ist ein hübsches, launiges

* Vgl. auch Weinhold Nr. 39 „wo die Quelle sanft nach ihr weint".[38]

** Weinhold hat es in seiner Ausgabe der Lenzischen Gedichte bereits unter diese gestellt (S. 87).

Gedichtchen, gegen dessen Goethische Abkunft nur zwei Bedenken geltend gemacht werden könnten.[39] Das eine ist ein sprachliches: der Gebrauch des Adverbs „ziemlich" in I, 3 und III, 1. „Ziemlich" ist das unpoetischste Wort, das es geben kann.[40] Es ist deshalb auch in Goethes Jugendgedichten, die ich sämtlich daraufhin durchgesehen, nicht aufzuspüren; gewiß aber auch nicht in den späteren. Daß Goethe dieses langweilige Adverb in einem kleinen Gedichte gar zweimal angewendet haben sollte, scheint mir unglaublich. Das andere Bedenken ist ein metrisches. Zunächst wechselt mehrmals die Reimfolge und das Reimgeschlecht. In der ersten Strophe verschränkte Reime ab ab (b klingend), in der zweiten umschlungene abba, in der dritten wieder verschränkte ab ab, aber a klingend und b stumpf. Ferner ist in der letzten Strophe der dritte Vers um drei Hebungen überladen. Ein derartiger Wechsel in der Reimfolge und im Reimgeschlecht, und außerdem eine so starke Überladung eines Verses ist in keinem regelmäßig strophischen Gedichte des jungen Goethe zu finden.[41] Dagegen stoßen wir bei Lenz auf ganz ähnliche Fälle (Weinhold Nr. 81, 60).

Wäre das Datum, das das Lied bei Falck S. 64 trägt, „Weißenburg 4. Sept. 1772" authentisch, so entschiede dieses allein schon gegen Goethe

und für Lenz. Aber wir werden uns weiter unten überzeugen, daß das Datum wahrscheinlich ein Zusatz von Jerzembsky oder Falck ist.

Wir sehen also, daß bei diesen drei Liedern innere und äußere Kennzeichen die Moskauer Überlieferung unterstützen, und wir werden deshalb getrost sie aus den Goethischen ausscheiden und den Lenzischen einverleiben können.

Sollte aber nicht noch unter den andern Friederikenliedern Lenzisches Eigentum stecken? Ich glaube dies von Nr. 1 und 8. Nr. 8 „Balde seh' ich Rickgen wieder" ruht auf der gleichen Voraussetzung wie zwei der eben behandelten Lieder. (Nr. 4 und 5.) Rickgen ist dem Dichter „entflohen", wie er sich ausdrückt, aber sie kehrt bald zu ihm zurück und darüber bekundet er seine Freude. Es bildet mit den beiden genannten eine zusammenhängende Trilogie. Das erste Lied in wildem Schmerz unmittelbar nach dem Abschied gedichtet, das zweite in milderen elegischen Tönen, etwa in der Mitte der Abwesenheit Friederikens, mit der sehnsüchtigen Bitte, bald zurückzukehren, das dritte freudig gehobenen Tones in der sichern Erwartung der Rückkehr. Wohin man dagegen das Lied, wenn man es Goethe zuspricht, legen sollte, kann ich ebensowenig sehen wie bei den vorhergehenden. Weder wissen wir von einer solchen Trennung, wie sie das Gedicht im

Auge hat, noch können wir uns vorstellen, daß Goethe eine solche Trennung als Flucht bezeichnet hätte. Bei der Sprache des Liedes fallen uns wieder die Wiederholungen auf. „Balde" ist dreimal wiederholt, davon zweimal in unmittelbarer Folge; „lange" kehrt ebenfalls dreimal in einem kurzen Sätzchen wieder. „Lange hab ich nicht gesungen, lange liebe Liebe lang."[42] Der Ausdruck „mich ängsten tiefe Schmerzen" (III, 1) ist an sich zu tragisch gefärbt für Goethes Sesenheimer Lieder; aber er würde auch nicht gesagt haben: „mich ängsten Schmerzen" und noch weniger „tiefe Schmerzen". Ihm war das Wort Schmerz stark genug, um nicht nach einem verstärkenden Attribut zu greifen. In den Gedichten der Hirzelschen Sammlung und in der Abteilung „Lieder" des ersten Bandes der Gesamtausgabe, die eine Fülle subjektiver Ergüsse Goethes in seinen Jugend- und besten Mannesjahren enthalten, kommt „Schmerz" neunundzwanzigmal vor. In siebenundzwanzig Fällen ohne Epitheton,[43] einmal mit dem Epitheton „stet" in dem Liede an Mignon (W. A. I, 91) und einmal mit dem antithetischen „wonnevoll" (D. j. G. III, 154). Dagegen treffen wir bei Lenz „hohe Schmerzen" (Weinhold Nr. 72), „endlose Schmerzen" (ebend. Nr. 41, S. 281), „wilder Schmerz" (ebend. Nr. 25). — In dem dritten Vers

derselben Strophe heißt es weiter: „Der wahre Gram geht nicht über in mein Lied.“ Das soll bedeuten: bei wahrem Gram kann ich nicht singen. Darf man Goethe eine solche Unterscheidung zwischen wahrem und erdichtetem Gram zutrauen? — Über den Gebrauch des Wortes „Gram“ ist schon gesprochen. Auch die Schlußwendung scheint mir nicht Goethisch: „Ja ich gäbe diese Gabe (die Freude über die Rückkehr der Geliebten) nicht für aller Klöster Wein“. Ein Dichter von so unsicherem Taktgefühl wie Lenz mochte einen solchen für ein Trinklied passenden Abschluß hier für brauchbar halten, nicht aber ein Goethe.

Nr. 1, das sog. Morgenständchen,[44] bietet zunächst eine Reihe von Härten und Unklarheiten, die überraschen. In der zweiten Strophe sagt der Dichter: „Horch, Philomelens Kummer schweigt heut still, weil dich der böse Schlummer nicht meiden will“.

Also die Nachtigall singt nicht, weil Friederike schläft. Ich will gegen den Gedanken, obgleich ich ihn platt finde, nichts sagen, aber er steht im Widerspruch mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden. In der ersten Strophe heißt es ausdrücklich: „der Vögel sanft Geflüster ruft“ und in der sechsten: „die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt“. Also hat die Nachtigall gesungen und nicht geschwiegen.

Und was soll das „horch“ an der ersten Stelle? Die Nachtigall schweigt ja, wozu die Aufforderung zu horchen? (Vgl. Weinhold Nr. 97, S. 230 „horch, hier singen Nachtigallen“). — Ferner in der dritten Strophe: „am Busen deiner Schwester, der für dich schlagt, entschläfst du immer fester, je mehr es tagt“. Warum wird betont, daß der Busen der Schwester für Friederike schlage? Die Brust des Geliebten wäre verständlich, aber der Busen der Schwester? Man hat den Eindruck, als ob es sich darum handelte, einen Vers auszufüllen, der einen Reim auf „tagt“ bringe. Und dieser Eindruck wird erhöht durch das unumgelautete „schlagt“.[45] In der vierten Strophe: „Und wär' er von den Zehen zum Kopf von Eis“. Eine sprachlich wie rhythmisch ungewöhnlich harte Wortverbindung. In der nächsten Strophe ist merkwürdig gezwungen und gesucht die Metapher „mein Bild, das halb voll Schlaf und reimend die Musen schilt“.

Andere für Goethe auffällige Ausdrucksweisen sind folgende. In der zweiten Strophe neben dem prosaischen „unverzeihlich“ die anakreontische Umschreibung „Philomelens Kummer“ für den Nachtigallengesang. Der junge Goethe liebt weder eine solche Umschreibung noch überhaupt die sentimentale Sängerin.[46] Er zieht die in Luft und Sonne sich schwingende, fröhliche Lerche vor, so im Maifest,

Wanderers Sturmlied, an die Entfernte. Die Nachtigall tritt in seine Lieder erst 1774 oder 75 ein, aber auch da nicht in seine Liebeslieder, sondern in andere; sie ist im Ganymed und bezeichnenderweise, wie der Gram, in zwei Arien von Singspielen (Erwin und Elmire und Claudine, D. j. G. III, 504, 569). Dagegen haben wir sie bei Lenz in dem eben zitierten und in dem Liede „Wo bist du itzt" getroffen.

„Der böse Schlummer" in derselben Strophe klingt mir für Goethe zu schwächlich. In der vierten Strophe: „Ich seh dich schlummern, Schöne, vom Auge rinnt mir eine süße Träne". Ich glaube nicht an die Wahrheit dieser Verse, und damit auch nicht an ihre Echtheit. Man kann alle Lieder des jungen Goethe nachlesen und man wird die Tränen überall wohl begründet finden.[47] Auch für das Oxymoron „süße Tränen" entdeckt man keine andere Parallele als die vorhin erwähnten „wonnevollen Schmerzen". Sie bezeichnen aber dort nicht Goethes eigene Stimmung, sondern sind in einem Hochzeitsliede den Passavantschen Eltern untergelegt. Dagegen gebraucht Lenz solche Oxymora mit großer Vorliebe: „süße Zähren" Weinhold Nr. 46, „wollustreiche Tränen" ebd. Nr. 86, S. 206, „wollüstige Tränen" Dorer-Egloff S. 112, „süße Schmerzen" Weinhold Nr. 45, 95, „süßes Schauern" Weinhold

Nr. 43, S. 145 und Nr. 39, „selige Schmerzen" ebd. Nr. 86, S. 207, „entzückende Schmerzen" Dorer-Egloff S. 208, „angenehme Pein" Weinhold Nr. 45, „süßer Tod" ebd. Nr. 11, Nr. 19, III u. a. m. Mit den Eingangsversen „vertreib die Nacht, die einer deiner Blicke zum Tage macht" vergleiche man die Verse „ja ein Blick von dir zerteilet der Verzweiflung Nacht" bei Weinhold Nr. 24 A. Wie Lenz überhaupt überschwenglich die Gewalt der Blicke der Geliebten zu feiern liebt (Weinhold Nr. 23, 24, 58).

Ferner ist mir bei dem Liede immer der zerhackte Rhythmus aufgefallen. Die Enden der kurzen Verse durchschneiden scharf den rhythmischen Fluß der Rede.[48] Entweder mußte der Dichter längere Verse wählen oder den Satzbau einfacher gestalten. Man sehe sich z. B. im Gegensatz dazu das Mailied an, wie da Rhythmus und Sprache im Einklang stehen! Es ist aber noch ein undefinierbares Zweites, was den Wohllaut hervorbringt. Goethe besaß den Instinkt dafür. In den Leipziger Liedern ist er noch nicht voll entwickelt, um so mehr in den Sesenheimern. Dieses Lied steht aber in seinem Wohllaut noch tief unter den Leipziger Liedern. Sollte ein solches einmaliges Versagen des angeborenen Instinktes wahrscheinlich sein?

Zu diesen inneren Momenten treten noch mehrere äußere, die gegen Goethe, aber für Lenz

sprechen. Kruse hat in seiner Abschrift vor diesem Liede bemerkt: „von fremder Hand", dann „fremder" ausgestrichen und darüber geschrieben: „nachlässig verstellter". Nun habe ich mehrere der besten Kenner Goethischer Handschriften gefragt, ob ihnen solche bekannt wären, die von den gewöhnlichen so weit abwichen, daß man geneigt wäre, sie für fremde zu halten; sie haben mir das einstimmig verneint. Dagegen hat Lenzens Handschrift allerdings so gewechselt, daß man sie bisweilen für die eines andern oder für nachlässig verstellt halten kann. Es geht daraus zugleich hervor, wie überaus zweifelhaft es ist, daß Kruse Goethische Autographen vorlagen, wie wahrscheinlich aber, daß es Lenzische waren.

Zu Lenz stimmen weiter die Verse: „Sieh sein Gesicht, der Schlaf hat ihn verlassen, doch wacht er nicht" (Strophe 5). In den Sesenheimer Tagen schreibt Lenz: „Ich wache des Nachts mit schlafenden Augen" (Stöber S. 51). Ja, wir könnten beinahe den Tag bezeichnen, an dem Lenz das Gedicht verfaßt hat. Er schreibt Ende August 1772 an Salzmann: „Den Sonnabend nachmittag karessiert, nach Fort Louis gegangen; das Tor zugefunden, zurückgegangen, den Pfarrer am Nachtessen unruhig gefunden, daß er so viel zu tun habe; mich angeboten; bis vier Uhr (morgens) in der

Laube gesessen; mich von meinen Fatiguen erholt; eingeschlafen". . . (Stöber S. 58). An diesem Morgen könnte Lenz sehr wohl halb schlafend, halb wachend das widerspruchsvolle, unklare, ungelenke Lied gedichtet haben.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß in dem Liede eine Stelle, wie Düntzer in den Erläuterungen der lyrischen Gedichte I, 55 hervorhebt, mit einer Goethischen die stärkste Ähnlichkeit hat.[49] Es sind die Verse: „Es zittert Morgenschimmer mit blödem Licht errötend durch dein Zimmer". In der Pandora sagt Phileros: „Wenn Eos die Blöde mit glühendem Schein die Teppiche rötet am heiligen Schrein". Ein zufälliges Übereinstimmen scheint mir hier ausgeschlossen zu sein, wenn nicht etwa Lenz und Goethe unabhängig voneinander eine gemeinsame, uns unbekannte Quelle benutzt haben. Ist dies nicht der Fall gewesen, so müssen wir uns für die eine oder andere Alternative entscheiden: entweder wir halten das Lied auf die Übereinstimmung hin für ein Goethisches, nehmen alle seine Schwächen, alle seine Abweichungen von Goethes sonstiger Art und Kunst in Kauf und sehen in den Lenzischen Eigentümlichkeiten, die es zeigt, ein sonderbares Spiel des Zufalls, oder wir erklären es für ein Lenzisches und übernehmen die Verpflichtung, die merkwürdige Wiederholung des Bildes von der blöden Morgen-

röte in der Pandora begreiflich zu machen. Es erscheint mir nicht schwer, dieser Pflicht zu genügen. Man kann sich zwei Fälle denken. Lenz hat die Wendung erfunden, Goethe hat sie von ihm gehört oder gelesen (z. B. bei seinem Besuch in Sesenheim 1779) und sie so glücklich gefunden, daß er sie treu im Gedächtnis behielt und in späten Jahren von ihr Gebrauch machte; oder Goethe hat sie erfunden, Lenz sie schon in Straßburg von ihm gehört („wir teilten uns einander gern mit", Dichtung und Wahrheit III, 46. Hempel) und bei erster Gelegenheit verwandt.[50] Wir brauchen also wegen dieses Zusammenstimmens das sonst so ungoethische Gedicht dem apollinischen Dichterjüngling nicht aufzubürden.

Wir sind demnach zu dem Resultat gekommen, daß fünf von den Sesenheimer Liedern nicht Goethe, sondern Lenz angehören. Damit ist aber die Zahl der Lenzischen Erzeugnisse erschöpft. Alle andern — auch diejenigen, die Goethe nicht in seine Werke aufgenommen hat — tragen so unverkennbar den Stempel seines Genius an sich und fügen sich inhaltlich so vortrefflich in sein Sesenheimer Liebesleben ein, daß jeder Zweifel an ihrer Echtheit grundlos wäre.

Wir gehen nunmehr zur Chronologie über. Ich schicke auch hier die Lenzischen Lieder voraus.

Die drei Lieder „Ach bist du fort", „Als ich in Saarbrücken" und „Balde seh' ich Rickgen wieder" fallen in die Zeit des Saarbrückener Besuches Friederikens, d. h. in den Juni 1772. Friederike reiste Anfang Juni dorthin (am 10. war sie schon fort, Stöber S. 45) und am 28. ist sie bereits wieder in Sesenheim (Stöber S. 51).

Das Lied „Erwache Friedericke" dürfte man, wie schon angedeutet, am besten Ende August 1772 kurz vor Lenzens Abreise nach Landau ansetzen. Auch ist ein späterer intimer Verkehr zwischen Lenz und Friederike unsicher.

Das Gedicht „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" trägt bei Falck das Datum 4. September 1772. Obwohl er es in Anführungszeichen setzt, so muß es doch ein Zusatz von anderer Hand sein. Denn der Inhalt des Liedes kann nicht auf die Rast, die Lenz bei seinem Ritte nach Landau in Weißenburg machte, bezogen werden. Es geht vielmehr deutlich aus ihm hervor, daß es sich um einen Ausflug handelt, den ihm die Schwestern Brion empfohlen haben. Er hat ihn am späten Abend angetreten, die Nacht hat ihn überrascht, sein Pferd findet nur mühsam den Weg; und so kann er den Ritt als Abenteuer bezeichnen. Dagegen konnte er mit diesen Worten nicht von seinem Ritte nach Weißenburg reden. Denn er zog dorthin mit dem ganzen Regiment des Herrn

von Kleist; dort endigte nicht, wie es im Liede heißt, das Abenteuer, sondern der Marsch ging weiter, und man marschierte nicht am Abend bis in die Nacht hinein, sondern, wie uns Lenz selbst erzählt und wie es natürlich ist, vom frühen Morgen bis Mittag (Stöber S. 60). Demnach ist der 4. September als Datum eine willkürliche Konjektur. Im übrigen fehlen uns Anhaltspunkte zur Datierung des Liedes. Es wird aber kaum aus einer andern Zeit stammen als dem Sommer 1772.

Für die chronologische Bestimmung der Goethischen Lieder bietet sich uns zunächst als allgemeine Grenze die Zeit von Mitte Oktober 1770 (erster Besuch in Sesenheim) bis etwa Mitte August 1771 (Heimkehr nach Frankfurt).

Als frühestes Lied gibt sich Nr. 2 „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle, ihr Herz gewann ich mir beim Spiele und sie ist nun von Herzen mein". Es muß kurz nach dem ersten Zusammenfinden der beiden Herzen verfaßt worden sein, also ungefähr mit Goethes Brief an Horn vom Dezember 1770 zusammenfallen, den Eckermann noch 1829 sah und mit den Worten charakterisierte: „Das Verhältnis in Sesenheim ist angeknüpft und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen" (Eckermanns Gespräche mit Goethe II⁴, 93).

Ein anderes Lied Nr. 6 „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder" spricht vom Winter, der vergebens sie in die Stuben sperre. Da weiter vom Kränze- und Sträußewinden die Rede ist, so liegt nichts näher, als an das Weihnachtsfest 1770 zu denken, für das Goethe seine baldige Ankunft in Aussicht stellte. Das Lied früher als Nr. 2 anzusetzen, wie Baier (Das Heidenröslein S. 19) will, weil sich der Dichter in seiner Neigung noch nicht entschieden habe, indem er beide Schwestern anrede, dazu ist kein Anlaß vorhanden. Denn eine solche Anrede in einer poetischen Besuchsankündigung schließt nicht im geringsten ein festes Herzensverhältnis zu Friederike aus.

Ob noch ein Lied in den Winter fällt, ist unsicher. Denkbar wäre es für „Kleine Blumen, kleine Blätter". Denn nach dem Weihnachtsbesuch war wohl sein Liebesgefühl schon so hoch gesteigert, daß es die Wärme dieses Liedes erklären könnte. Auch konnte Goethe im Winter ebensogut Frühlingsgötter auf ein Band malen, als im Sommer. Aber viel Wahrscheinlichkeit hätte diese Datierung nicht. Denn er selbst erzählt von dem Gedicht erst nach der Schilderung seines vierten Besuches, verlegt es also in einen ziemlich späten Zeitpunkt. Danach wird es geratener sein, das Lied entsprechend seinem Kolorit in den Frühling zu verlegen, und zwar in die Zeit

zwischen Ostern und Pfingsten, wie Baier und ich (Friederike Brion S. 39) schon früher angenommen haben. Es noch weiter hinauszurücken, widerrät die innige, reine Stimmung, die es atmet. Denn daß zu Pfingsten des Dichters Herz bereits wie ein Wetterhähnchen zu schwanken begann, hat er Salzmann gebeichtet.*

Gehört das Lied in die Zeit zwischen Pfingsten und Ostern, so liegt ihm „Willkommen und Abschied" voraus. Man konnte das Lied schon nach Goethes Angaben in Dichtung und Wahrheit mit großer Bestimmtheit auf Ostern 1771 legen. Nun hat die Weimarische Ausgabe durch das im ersten Bande S. 365 veröffentlichte Liederverzeichnis der Bäbe Schultheß, Goethes Züricher Freundin, eine volle Bestätigung jener Angaben gebracht. Bäbe Schultheß notiert nämlich als Überschrift des Liedes „den XXX Abend". Dieser 30. kann kein anderer gewesen sein als der 30. März 1771. Denn aus dem Gedicht erfahren wir, daß Mondschein war, aus Dichtung und Wahrheit, daß der Ritt am Schlusse des Semesters unternommen wurde und daß der folgende Tag ein Sonntag war. Alles dies paßt

* Der Versuch Goedekes (Archiv für Literaturgeschichte VI, 215), das Gedicht auf Franziska Crespel zu beziehen, hat so wenig Zustimmung gefunden, daß auf eine Widerlegung wohl verzichtet werden kann.

nur auf den 30. März. An diesem war Vollmond, das Wintersemester geschlossen und der folgende Tag war der Ostersonntag. Zu ihm paßt auch die Frühlingsstimmung der Lieder. Wie gegenüber diesen übereinstimmenden Kriterien Loeper im G.-J. IX, 291 die Frage aufwerfen konnte, ob nicht „den XXX Abend" den Dreikönigsabend bedeute, ist mir rätselhaft. Denn für diesen Abend trifft nichts zu, weder Goethes Erzählung, noch die Wahrscheinlichkeit eines Besuches (am Schlusse oder vielleicht gar nach Schluß der Ferien!), noch die Stimmung des Liedes, noch der Mondschein. Eher könnte man an den 30. April denken, wo auch Mondschein war, aber auch für diesen Tag ergibt sich nicht entfernt ein solcher Zusammenklang aller Momente wie für den 30. März. — Selbstverständlich ist, daß nicht am selben Abend das ganze Gedicht verfaßt sein kann, da Willkommen und Abschied in einen Rahmen zusammengedrängt ist. Auf dem Hinwege scheint Goethe nur die ersten zehn Verse gedichtet, diese sogleich nach seiner Ankunft niedergeschrieben[51] und Friederike übergeben zu haben. So erklärt es sich, warum Kruse und Stöber nur diese Verse in den Blättern Sophiens fanden.

Die Verse auf die Buche (Nr. 11), an der die Inschriftentafel mit des Dichters Namen befestigt war, werden aus dem Frühling oder Sommer 1771

herrühren, da man doch im Winter schwerlich die Tafel wird angebracht haben.

Das letzte Lied, das uns noch zu datieren bleibt, ist Nr. 9 „Ein grauer, trüber Morgen". Daß es im Spätherbst gedichtet ist, bekundet es selbst.[52] Das Feld ist von Nebel bedeckt, der Baum wird bleich vom rauhen Winde, die Wiesen werden trüb, die Weinlese steht bevor. Aus welchem Spätherbst kann das Lied sein? Aus dem von 1770 nicht. Denn ein längeres Liebesleben wird vorausgesetzt, sein Name ist schon neben dem Friederikens in die Rinde geschnitten („der Baum, in dessen Rinde mein Name bei deinem steht"), er selber ist von ihr getrennt, sehnsüchtig gedenkt er ihrer; aber er darf nicht mehr zurück („dürft ich nach dir zurück"). Dieses nicht „dürfen" entspringt einem inneren Hindernis. Sein lieblicher Traum ist zu Ende; er ist sich zum Bewußtsein gekommen, daß er sich nicht fesseln lassen wolle und dürfe. Unter diesen Umständen wäre die Rückkehr zur Geliebten ein Verbrechen. Aber nichtsdestoweniger ist die Erinnerung an die Geliebte ihm ein süßer Schmerz, dem er gern sich hingibt. Und wie er später nach dem Bruch mit Lili der verlassenen Geliebten noch Lieder voll inniger Wehmut schickt, so jetzt Friederiken. Das Lied stammt unzweifelhaft aus dem Spätherbst 1771 (das nimmt auch Strehlke an) und ist in Frankfurt gedichtet.

Die Schlußstrophe hat den väterlichen Weingarten vor dem Friedberger Tor mit seiner Laube im Auge, und das liebe Feld wird wohl die in der Nähe gelegene Bornheimer Heide sein.

An Friederike.

1.

Erwache Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du!
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht

Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester
Je mehr es tagt.

Ich seh dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fehllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und reimend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh' sein Gesicht,
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
So höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

2.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen sein wie Heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

3.

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknem Fisch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falcke stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

4.

Ach bist du fort? aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich itzt zu meiner Qual?
Kein Bitten hielt dich auf, du wolltest dich nicht säumen,
Du flogst davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn,
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts, ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden wo er mit dir gegangen,
Im krummen Thal, im Wald, am Bach —
Und findet dich nicht mehr, und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht giebst!

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke!
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für dich!

5.

Als ich in Saarbrücken.

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumfirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

6.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Und wie die kleinen Kinder sein.

7.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändlend auf ein luftig Band.

Zephir nimms auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid

Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedner Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie, wie eine Rose jung.
Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Schicksal segne diese Triebe
Laß mich ihr und laß Sie mein
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein.

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand.
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband.

8.

Balde seh' ich Rickgen wieder
Balde bald umarm' ich sie
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

Ach wie schön hats mir geklungen
Wenn Sie meine Lieder sang
Lange hab' ich nicht gesungen
Lange liebe Liebe lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen
Wenn mein Mädchen mir entflieht
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied,

Doch jetzt sing' ich und ich habe
Volle Freude süß und rein
Ja ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

9.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedricke,
Dürft' ich nach Dir zurück,
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friedricken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' Sie hier,
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' sie mir?

10.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Wie ein gethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel,
Sah schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hoft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!

Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

11.

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Goethes Lili

Man kann Lili im ganzen und großen zu den Verkannten rechnen. Wenn ihr auch von ihren Biographen, die gewöhnlich zugleich die Biographen Goethes sind, diese und jene Vorzüge zugeschrieben werden, so erscheint doch die Grundlage ihres Wesens, ihres Charakters in ungünstigem Lichte. So nennt sie Lewes (Goethes Leben) „eine entschiedene Kokette", Herman Grimm (Goethe. Vorlesungen) an einer Stelle „eine kleine Kokette" und an einer anderen geringschätzig „das arme Mädchen mit ihren paar Künsten"; Heinr. Düntzer (Goethes Leben) charakterisiert sie als verzogen und launenhaft, Adolf Stahr (Goethes Frauengestalten) als „in allen kleinen Künsten liebenswürdiger Gefallsucht frühzeitig zur Meisterschaft ausgebildet", und an einer anderen Stelle spricht er von der Koketterie des leichtherzigen, weniger tief angelegten als glänzend begabten Mädchens; endlich Goedeke (Goethes Leben) meint, daß die „große Dame" Goethe nicht beglücken konnte, daß seine tiefe Liebesfülle zu gut zum

Spielen gewesen sei. Das sind die Urteile derjenigen Männer, deren Werke bei uns am verbreitetsten sind. Ihnen schlossen sich zahlreiche mehr oder minder bekannte Schriftsteller an. In diesem großen Chorus vermochten sich die abweichenden Stimmen eines Schaefer (Goethes Leben), Abeken (Goethe in den Jahren 1771 bis 1775), Bernays (Goethe. Allgemeine deutsche Biographie) und einiger anderer nicht Gehör zu verschaffen. Auch die Spezialdarstellungen von Jügel (Das Puppenhaus. Frankfurt a. M., 1857. S. 323 bis 383), dem Grafen Dürckheim (Lilis Bild. Nördlingen, 1879) und Pirazzi (Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit. Offenbach, 1879. S. 177 bis 247) übten nur einen geringen Einfluß auf die Anschauungen der literarischen Welt aus, teils weil sie sich an ganz abgelegenen Orten befanden (wie die von Jügel und Pirazzi), teils weil die Verfasser als Verwandte Lilis (Jügel Schwiegersohn des ältesten Bruders,[53] Friedrich; Dürckheim Gemahl einer Enkelin Lilis) zu sehr als Partei erschienen, teils weil es ihnen allen an methodischer Beweisführung und genügender Berücksichtigung des Quellenmaterials gebrach. Es konnte deshalb der Versuch, das Bild der holden Lili — ohne Voreingenommenheit nach der einen oder anderen Seite hin — von neuem zu rekonstruieren, als gerechtfertigt angesehen wer-

den. Die Resultate dieses Rekonstruktionsversuches übergeben wir in den folgenden Zeilen der Öffentlichkeit. Wir werden, um den Leser zu einem eigenen Urteil zu befähigen, möglichst die Quellen selbst* über Lili reden lassen. Es wird sich dabei herausstellen, daß es nicht Goethes Schuld ist, wenn seine Verehrer aus Liebe zu ihm das Bild Lilis getrübt haben. Er in der hohen Wahrhaftigkeit seiner Natur hat früh und spät der heißgeliebten Jugendbraut volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1774

---

* Die Hauptquellen für die Beziehungen Lilis zu Goethe sind: Goethes Dichtung und Wahrheit, Teil IV; seine Briefe an Gräfin Auguste Stolberg, Johanna Fahlmer, Herder, Lavater, Bürger, Rahel d'Orville (bei Pirazzi S. 231), die Karschin, Karl August, Frau v. Stein; seine Gedichte an Lili und die Familientradition, wie sie Jügel und Dürckheim, ersterer nach fast gleichzeitigen Aufzeichnungen seines Schwiegervaters, geben; sekundär treten hinzu Goethes Gespräche mit Eckermann, mit Sulpiz Boisserée (I, S. 285) und die Fragmente seines Reisetagebuches vom Jahre 1775. Für das spätere Leben Lilis sowie für ihre Familienverhältnisse geben die reichste Auskunft die Schriften von Jügel und Dürckheim; insbesondere bieten die von ihnen mitgeteilten Briefe ein sehr wertvolles Material. Einiges läßt sich auch der Biographie Friedrichs von Türckheim bei Spach: Œuvres choisies II (Straßburg und Paris, 1866 bis 1871) entnehmen. Endlich verdanke ich einige interessante Privatmitteilungen der Güte des Herrn Grafen Dürckheim.

oder in den ersten des folgenden Jahres, als Goethe auf Einladung eines Freundes einen Besuch im Hause der Frau Schönemann, geb. d'Orville, machte. Frau Schönemann, seit einigen Jahren Witwe,[54] war die Inhaberin eines großen Bankgeschäftes am Kornmarkt zu Frankfurt am Main und besaß neben mehreren Söhnen eine Tochter Elisabeth, mit dem Kosenamen Lili genannt, die zu dem Zeitpunkte, wo Goethe sie kennen lernte, etwa sechzehneinhalb Jahre zählte. Als Goethe seinen ersten Besuch in der Familie machte, fand gerade ein kleines Hauskonzert statt. „Die Gesellschaft war zahlreich" (so erzählt der Dichter),[55] „ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmut spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine

Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand. . . Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien." Goethe verfehlte nicht, seine Besuche zu wiederholen, und bei diesen Besuchen rückten die beiden jungen Leute rasch näher. „Es währte nicht lange," meint Goethe, „daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geselligen Vorteile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten sowie die nächsten Zustände, nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Widerreden auf den

bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden." Auf dieser einzigen Stelle* beruht die Vorstellung der meisten

* Streng genommen könnte man noch zwei andere Stellen hierher rechnen. Aber die eine (Dichtung und Wahrheit, ed. Hempel IV, 93) bezieht sich nur in kurzen Worten auf die oben zitierte, und die andere (Dichtung und Wahrheit IV, 103) ist eine allgemeine Sentenz, die zwar an das Verhältnis zu Lili anknüpft, nicht aber in vollem Wortlaut darauf bezogen werden darf. Doch selbst wenn man die Sentenz in jedem Worte als auf die Situation gezielt betrachten will, stützt sie mehr unsere Ansicht, als daß sie ihr entgegensteht. Die Sentenz lautet: „Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerte Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln." Sowohl die Allgemeinheit der Fassung, als die Worte „wünschenswert" und „durch Natur mit Halbvorsatz" bezeugen offenbar die Absicht Goethes, die unschuldige, instinktive Freude am Gefallen, das man erregt, in Gegensatz zu dem berechneten oder gar frevelhaften Wuchern mit den Reizen, d. h. zur Koketterie, zu stellen. Es handelt sich in Goethes Sinne höchstens um eine der weiblichen Natur an sich zukommende und wünschenswerte, weil liebenswürdige Schwäche, nicht um einen tadelnswerten Charakterfehler. Daß Lili auch diese kleine Schwäche, nachdem erst einmal ihr Herz von den Pfeilen einer tiefen Leidenschaft getroffen war, ablegte, geht aus allem, was wir von ihr wissen, zur Genüge hervor.

Goethe-Biographen, Lili sei eine Kokette gewesen, obwohl schon ihr offenes Bekenntnis sie vor jeder Mißdeutung der Goethischen Worte hätte schützen sollen.[56] Goethe selber gebraucht den Ausdruck Koketterie oder Gefallsucht mit Bezug auf Lili nie. Will er aber etwa mit den angeführten Worten einen derartigen Charakterzug andeuten? Durchaus nicht. Sie bezeichnen vielmehr nur eine unbewußt und absichtslos wirkende Eigenschaft, während die Koketterie gerade auf einem bewußten und beabsichtigten Streben beruht. Daß Goethes Worte in diesem Sinne aufzufassen sind, erhellt am deutlichsten aus dem Zusatz, den er zu seiner Erzählung macht. Er fährt nämlich fort: „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs allerstrengste sich zu eigen machte." Seit wann, fragen wir, hat man von einer Koketten, und selbst wenn es nur eine „kleine" Kokette war, als von einer reinen und kindhaften Natur gesprochen? Sind nicht diese Attribute die vollkommensten Gegensätze zu dem Wesen einer Koketten? Und endlich — was doch das Entscheidende ist, wenn man die angebliche Koketterie Lilis als ein Motiv für den Bruch Goethes mit ihr benutzen will — fehlt zum mindesten von dem Augenblicke an, wo Lili eine Neigung zu Goethe faßte, jede Spur für die Annahme, daß der Dichter ihr

Herz mit irgend einem anderen Liebhaber auch nur vorübergehend habe teilen müssen. Vielmehr bestätigen alle Berichte und Urteile Goethes über Lili, daß sie ihm und ihm allein angehört habe* und um seinetwillen zu den größten und schwersten Opfern bereit gewesen sei. Es wird sich dies aus unserer weiteren Darstellung bis zur Evidenz ergeben.

Goethe war nach den ersten Wochen der Bekanntschaft mit Lili von dem Geist, der Schönheit, der Unschuld und Güte des kaum siebzehnjährigen Mädchens zu leidenschaftlicher Liebe entflammt. „Ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein." Alle seine bisherigen Neigungen, Liebhabereien, all seine Lust zur Arbeit und zum Schaffen schienen in dieser einzigen Leidenschaft untergegangen zu sein. Daher seine poetischen Stoßseufzer:

Herz, mein Herz, was soll das geben?**
Was bedränget dich so sehr?

* Deshalb feiert Goethe sie noch nach Auflösung ihres Verlöbnisses in seinen Liedern als eine „gerade und treue Seele". Daß man dagegen in jenen Jahren mit einem viel stärkeren Schein von Berechtigung Goethe eine Kokette nennen konnte, wie das z. B. Frau von Stein 1776 in ihrem Scherzspiel „Rino" tut, läßt sich angesichts der Tatsachen nicht gut leugnen.

** Wir geben dieses, sowie alle anderen Lieder in der ursprünglichen Fassung nach Hirzels jungem Goethe III.

Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, worum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh.
Ach! wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,*
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verwandlung, ach! wie groß!
Liebe! Liebe! Laß mich los!

Auffallen könnten in dem schönen Liede die Verse „Will ich rasch mich ihr entziehen, mich ermannen, ihr entfliehen“ und „Liebe! Liebe! laß mich los!“

* So im ersten Druck: Iris, März 1775. In der Handschrift, die Merck besaß: „Sie mit festem Vorsatz fliehen.“[57] Vgl. Goethes Werke I, herausgegeben von Loeper (Berlin 1882. S. 299).

Vielleicht deuten sie nur auf die Qualen, die Unruhe, die Pein, die jede starke Liebe erzeugt und die dem leidenschaftlichen Dichter in manchen Stunden unerträglich dünken mochten, vielleicht deuten sie aber auch tiefer. Vielleicht — und das ist uns das Wahrscheinlichere — haben Goethe nach den mannigfachen Erfahrungen, die er mit sich gemacht hatte, diesmal schon frühzeitig Ahnungen beschlichen, daß auch aus diesem Liebesleben sich kein faßbares Resultat ergeben, daß es nur zu Schmerzen auf beiden Seiten führen werde, daß er wieder, wie einst bei Friederike und ihren Nachfolgerinnen, nach „Schatten greife".* Wenn ihn solche Ahnungen ängstigten, dann ist es voll begreiflich, warum er zu einem männlichen Entschluß, zu dem festen Vorsatz, Lili zu entfliehen, sich aufzuraffen suchte. Doch in Herzensangelegenheiten war der Titane schwach wie ein Kind. Er verstattet seinem Herzchen jeden Willen.** Seinem schmeichelnden Drängen

---

* Vgl. hierzu Dichtung und Wahrheit IV, 37: „Ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältnis wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges wieder verschlungen fand, war wirklich von einem Stumpfsinn befangen" u. s. w.

** Vgl. Leiden des jungen Werthers, am 13. Mai: „Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm verstattet."[58]

vermag er nicht zu widerstehen, er gibt nach und läßt sich gleiten, auch wenn er in ruhigen Momenten erkennt, daß dieses Nachgeben, sich Gleitenlassen nur Trübes zur Folge haben könne. So wird es verständlich, wenn er schon Ende Januar 1775 an die Gräfin Auguste Stolberg schreibt: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott."

Je zwiespältiger die Stimmung war, mit der Goethe in sein Verhältnis zu Lili eintrat, um so empfindlicher und reizbarer war er gegen jede Störung seines Liebesgenusses. Er wollte Lili immer und ganz für sich allein haben. Deshalb sind ihm die großen Gesellschaften, die nicht selten bei Schönemanns stattfinden, äußerst zuwider. Lili, als die Tochter des Hauses, muß die Honneurs machen, und fremde, ihm zum Teil sehr unsympathische Menschen schieben sich zwischen ihn und die Geliebte. Aber so ärgerlich ihm auch solche Situationen waren, so bewunderungswürdig fand er doch Lili in ihnen.[59] „Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz dieselbe.

Ihre Anmut, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur möchte ich sagen, ihre Anziehungsgabe tat sich mehr hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr dieser oder jener entgegenkam, zu vermannigfaltigen Ursache fand; genug, ich konnte mir nicht leugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen. . . . Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes, edles Verständnis aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime, unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte."

Kann man sich eine schönere Lobrede auf Lili denken, wie sie ihren Pflichten gegen Goethe und die Gäste in der anmutigsten und geschicktesten Weise nachkommt und wie sie in der glänzenden Gesellschaft und im eleganten Modeputz dieselbe ist wie im einfachen Hauskleide! Und doch erwecken viele biographische Darstellungen den Anschein, als ob Lili nur am Glanze Freude empfunden, nur unter einem Schwarm von Verehrern sich gefallen und Goethe darüber vernachlässigt hätte. Goethe

hat dem Widerstreit der Gefühle, die ihn an den Gesellschaftsabenden bewegten, auch einen poetischen Ausdruck in dem berühmten Liede „Warum ziehst du mich unwiderstehlich ach! in jene Pracht" verliehen. Aber auch hier nicht der leiseste Tadel gegen Lili, sondern auch hier schließt er mit einer Verherrlichung der Geliebten: „Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte, wo du bist Natur." Wenn so Lili keinerlei Vorwurf trifft, Goethe verletzt zu haben, so kann man von ihm nicht dasselbe sagen. Unter seinen wechselnden Stimmungen, die er einst in seinem Verhältnis zu Kätchen Schönkopf selbst als Launen bezeichnet hatte, muß Lili viel leiden.* Es ist dies nicht willkürliche Vermutung von uns, sondern wir besitzen darüber seine eigenen, sehr bestimmten Zeugnisse. So schreibt er Anfang März an Johanna Fahlmer, er hätte sich gegen Lili sehr dumm und toll benommen. Doch scheinen dies in jener Zeit nur vereinzelte Ausschreitungen gewesen zu sein. Im allgemeinen steigert sich seine Liebe im März und April zu immer höherer und höherer Glut. Die Familie Schönemann war nach Offenbach zu Onkel d'Orville auf einige Wochen gezogen

---

* Nichts ist dagegen ungerechter, als, wie es zuweilen geschieht, Lili der Launenhaftigkeit zu zeihen. Es liegt dafür nicht der mindeste Anhalt vor.[60]

und verlebte den erwachenden Frühling in dessen reizendem Landhause am Ufer des Mains. Infolgedessen ist Offenbach das liebste Wanderziel Goethes, und halbe Tage weilt er in dem schönen Nachbarort. Hier in der ländlichen Abgeschiedenheit, wo ihm Lili niemand raubt, wo ihm Lilis Schönheit und Tugend, durch keine Wolke getrübt, in vollem Glanze erscheint, kennt sein Entzücken für das holde Mädchen keine Grenzen. „Ja, Tante," ruft er in einem Briefe an Johanna Fahlmer Anfang April aus, „sie war schön wie ein Engel ... und, lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön." In Dichtung und Wahrheit aber sagt er von jenen Tagen: „Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: ich schlafe, aber mein Herz wacht; die hellen wie die dunklen Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage."[61] Er fing an zu glauben, daß diesmal doch sein Herz gefesselt sei, daß es in Lili einen Ruhepunkt gefunden habe. „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt und die ich schon so lange in rotierender Oscillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten" (Brief an Herder vom 25. März 1775). Da Lili ihrerseits von einer wahren und tiefen Neigung zu

Goethe erfaßt war, äußere Schwierigkeiten bei den Vermögensverhältnissen beider Teile nicht entgegenstanden, so bedurfte es nur eines leisen Anstoßes, um die beiden zu vereinigen. Dieser Anstoß wurde gegen Mitte April von einer Demoiselle Delf aus Heidelberg, die mit der Familie Schönemann seit Jahren befreundet sich zur Ostermesse in Frankfurt aufhielt, gegeben. Sie überschaute rasch die Lage, unterhandelte mit Goethes Eltern und Lilis Mutter, und nachdem sie deren Zustimmung erhalten, trat sie eines Abends ins Zimmer zu Goethe und Lili und rief: „Gebt euch die Hände!" — „Ich stand gegen Lili über", erzählt Goethe, „und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam, hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. . . War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person: ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlte ich wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte." So war der Bund geschlossen.

In demselben Augenblicke aber meldet sich schon Goethes unüberwindlicher Freiheitsdrang und pocht mit gewaltigen Schlägen gegen seine Brust. Wir beobachten hier dasselbe Schauspiel wie bei Friederike Brion. Nach der Verlobung überfällt Goethe die Angst vor der Heirat, die Angst, sich für immer binden zu müssen.* Diesen Seelenzustand hat Lili selbst später mit voller Klarheit als das Haupt- und Urmotiv der Erschütterung ihres Verhältnisses erkannt. Auf den Dichter drückte das Verlöbnis wie ein Alp, er kam sich wie ein Gefangener vor und sehnte sich nach seiner alten Lebensfreiheit zurück. Deshalb begrüßt er es wie eine Art Erlösung, wie ein Mittel, seine Freiheit wiederzuerlangen, als die jungen Grafen Stolberg Anfang Mai in Frankfurt

* Vgl. meine Schrift über Friederike Brion. Ferner die während des Verhältnisses mit Lili gedichtete Stella III, 2. Der Verwalter erinnert Fernando (Goethe) an sein Verhalten nach der Hochzeit. „Ich weiß noch wohl, wie Sie glaubten, gefesselt, gefangen zu sein; wie Sie nach Freiheit schnappten. Wie Sie mir ihr Herz eröffneten und sagten: Ich wär ein Tor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele; er engt mich ein! — Ich muß fort in die freie Welt!“ Und endlich Lilis Äußerung: „Il s'éloignait, poussé par la crainte de se lier pour toujours.“ Dürckheim, S. 13. Dort wird sie in den Mund der Tochter Lilis gelegt. Doch reproduzierte diese nur, wie mir Graf Dürckheim auf meine Anfrage ausdrücklich bestätigte, hier wie sonst das Urteil der Mutter.[62]

eintreffen und ihn zu einer Reise nach der Schweiz auffordern. Er ist sofort bereit, und der noch vor kurzem liebeglühende Bräutigam will drei Wochen nach der Verlobung „den Versuch machen, ob er nicht Lili entbehren könne". „Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennte ich mich von Lili." Und wie lange blieb der junge Bräutigam auf seiner Vergnügungsreise, von der Lili annehmen mußte, da er sich nicht einmal verabschiedete, sie würde nur wenige Tage dauern? Nicht weniger als zehn Wochen.[63] — Er war vor Lili geflohen In einem Briefe von Straßburg aus (an Johanna Fahlmer, vom 24. Mai) bezeichnet er sich als den durchgebrochenen Bären, als die entlaufene Katze. Auf der Reise kam er auch nach Emmendingen zu seiner Schwester Cornelia, die, seit zwei Jahren mit dem Oberamtmann Schlosser vermählt, sich nichts weniger als glücklich in dieser Ehe fühlte. Ihr Haus in Emmendingen erschien ihr im Vergleich mit dem elterlichen wie eine Einöde, und in einem ebensolchen Gegensatze, glaubte sie, würde das elterliche zu dem Schönemannschen Hause stehen und weder Lili noch ihr Bruder glücklich werden. Außerdem war ihr Klatsch zugetragen worden, und endlich mag auch etwas Eifersucht mitgespielt haben;* kurz,

* Dichtung und Wahrheit II, 17 sagt Goethe: „Indem mein Verhältnis zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester

sie empfahl, ja befahl, wie Goethe sagt, ihm eine Trennung aufs ernsteste. Doch so leicht war das herrliche Mädchen nicht aus seiner Brust zu reißen. Es wurzelte tiefer darin, als er selbst ahnte. Er reist von Emmendingen nach dem Rheinfall, von dort nach dem schönen Zürich; der köstliche See lockt ihn auf seine Wasser, trunken hängt sein Auge an der zauberischen Landschaft; da vermählt sich unwillkürlich mit den herrlichen Bildern der Natur das Bild der holden Lili:

Aug mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Er will die Träume verbannen —

Weg, du Traum! so gold du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist.

Es hilft nichts, die Träume kehren immer wieder. Goethe verläßt Zürich, er besteigt die anmutigen Berghöhen, die bei Richterswyl den Züricher See begrenzen; sein Blick schweift über den blauen See, über die grünen Gelände, über die silbernen Alpen, er ist entzückt, und doch muß er seufzend lispeln:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär, was wär mein Glück?

---

um desto ernstlicher, als sie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin los geworden zu sein."

Und so kann er von der Geliebten nicht los.[64] Er erklimmt den Mythen und den Rigi, fährt über den Vierwaldstättersee, wandert die Gotthardstraße hinauf und saugt sich voll an den wunderbaren und erhabenen Szenerien, die sich seinem Auge bieten. Am 23. Juni langt er auf der Paßhöhe des Gotthard an. Vor ihm liegt Italien, hinter ihm Deutschland. Er schwankt, ob er, wie sein Gefährte ermuntert und sein Vater es gewünscht und es ihn selbst oft genug gezogen hat, nach Italien hinabsteigen oder nach Deutschland zurückkehren solle. Aber der heutige Tag ist Lilis Geburtstag. Eine übermächtige Sehnsucht erfaßt ihn nach ihr. Er zieht das goldene Herzchen, das Lili ihm einst in den schönsten Stunden geschenkt hatte, hervor, küßt es und die wehmütigen Verse entquellen seiner Brust:[65]

Angedenken du verklungener Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach! Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Sein Entschluß ist gefaßt: Zurück nach Deutschland, zurück zu Lili. Ende Juli ist er wieder in Frank-

furt.[66] Doch das alte Verhältnis ließ sich auch nicht wieder herstellen. „Es kamen zwar Augenblicke," meinte Goethe, „in denen die vergangenen Tage sich wiederherzustellen schienen, aber sie verschwanden wie wetterleuchtende Gespenster." Sein Freiheitsdrang überkam ihn mit immer erneuter Gewalt, und wenn solche Momente eintraten, dann war ihm die ganze Lage unerträglich. Nicht einen einzigen Tag verbringt er deshalb in gleichmäßiger Stimmung. „Hundertmal wechselt's mit mir den Tag!" ruft er etwa zehn Tage nach der Rückkehr aus der Schweiz aus. „Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt fassend, festklammernd oder schweifend gegen alle vier Winde" (Brief an Auguste Stolberg vom 3. August 1775). Was Lili unter einer solchen launenhaften Unbeständigkeit, unter einem solchen Wechsel von Liebe, Gleichgültigkeit oder wildem Trotz gegen sie litt, läßt sich denken. Und Goethe wußte, was sie litt. „Welche Verstimmung," schreibt er in dem eben zitierten Briefe; „o, daß ich alles sagen könnte, hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" Um Lilis Lage noch unleidlicher zu machen, gesellten sich zu Goethes wechselndem Verhalten die eindringlichen Vorstellungen der Ihrigen, mit Goethe

zu brechen. Im Schönemannschen Hause hatte die unmotiviert lange Abwesenheit des Dichters tief verstimmt; ferner war eine immer stärkere Spannung mit seiner Familie eingetreten. Schon der religiöse Unterschied der beiden Familien — die Schönemannsche war reformiert, die Goethische lutherisch — hatte eine Annäherung erschwert, dann bemerkte man wohl die Abneigung von Goethes Vater, dem Lili als „Staatsdame" erschien, gegen die Verbindung, und hatte außerdem von Goethes einstigem Verhältnis zu Friederike Brion Kenntnis erhalten, und endlich konnte man aus Goethes sonderbarem Betragen deutlich genug lesen, wie wenig ernst er sein Verlöbnis auffasse, wie wenig Hoffnung vorhanden sei, diesen flatterhaften, unbändigen Menschen festzuhalten. So drang man in Lili, die Verlobung zu lösen. Doch Lili wollte von alledem nichts hören. In liebender Bewunderung seines Genies verzieh sie ihm alle seine Unarten und Launen und hielt an ihm fest mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Sie glaubte, daß die Schwierigkeit der Lage mehr auf den verschiedenartigen Widerständen, die in beiden Familien sich geltend machten, beruhe, und erklärte sich bereit, wenn zu große Hindernisse in der Heimat ihrer Verbindung sich entgegenstellten, dem Geliebten auch nach Amerika zu folgen. Wahrlich, in damaliger Zeit ein heroischer Entschluß für ein siebzehn-

jähriges, in den glücklichsten und bequemsten Verhältnissen aufgewachsenes Mädchen! Goethe bemerkt denn auch voller Bewunderung: „In ihr allein, glaubt ich, wußt ich, lag eine Kraft, die alles überwältigt hätte.“ Aber von dieser alles überwältigenden Kraft Gebrauch zu machen, davon war er weiter denn je entfernt. Den Gedanken an eine Vermählung mit Lili hatte er längst aufgegeben und nur, weil er, wie einst in Sesenheim, sich noch „an der lieblichen Gewohnheit ergötzt“, setzt er den Verkehr mit Lili fort. Er selber zürnt sich darüber, klagt seinen Stumpfsinn und Schlappsinn an und vermag sich doch nicht loszureißen und nicht das entscheidende Wort zwischen sich und Lili zu sprechen. Neuen Verdruß brachte ihm die Messe Anfang September. „Alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Anteil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittleren mit einem gewissen verbindlichen Anstand wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten... Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß

verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem allem anständig zu genügen... Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet erschien." Seinen eifersüchtigen Ärger über die Handelsfreunde schüttete Goethe in dem bekannten Gedicht „Lilis Park" aus, das freilich nach des Dichters eigener Erklärung das Widerwärtige mit genialer Heftigkeit erhöht. Immerhin scheint Goethes üble Laune um jene Zeit auf dem Gipfelpunkt gewesen zu sein. Lili ertrug sie, wie uns ihre Familie erzählt,* mit der Geduld eines Engels; um ihm die Gesellschaft, in der er sich befand, weniger unerträglich zu machen, habe sie ihre Aufmerksamkeit gegen ihn verdoppelt. Doch das alles konnte dem mit sich selbst Unzufriedenen, von Liebe und Freiheitsdrang Hin- und Hergetriebenen nicht den inneren Frohsinn, die heitere Harmonie der Seele wiedergeben. Ein ungemein anschauliches Bild seines damaligen Seelenzustandes und seiner Beziehungen zu Lili gibt ein tagebuchartiger Brief an Auguste Stolberg.[67]

„Den 15. (September). Guten Morgen. Ich hab eine gute Nacht gehabt. Und bin jetzt recht wie

* Dürckheim S. 12.

ein Mädchen. Sie raten nicht, was mich beschäftigt, eine Maske auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben.

Halb viere. In Brunnen gefallen, wie ich's ahnte. Meine Maske wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Ball. Aber dürft ich, könnt ich alles sagen! — Ich tat's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin... Ich tat's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her.

Den 16. Heute nacht neckten mich halb fatale Träume. Heute früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte.

Nach Mittage halb vier. Offen und gut der Morgen, ich tat was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tische spaßend närrisch herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen.

Montag, den 18. Ich hab einen offenen, frischen Morgen! o Gustchen! Wird mein Herz endlich in ergreifendem wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden

und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?

Montag nacht, halb zwölf ... Lili heut nach Tisch gesehen, in der Komödie gesehen. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los, o Gustchen! Und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen treu und laß es gehen.

Dienstag, sieben morgens. — Im Schwarm! ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen. — Eine große, schwere Lektion! — Ich gehe doch auf den Ball einem süßen Geschöpf zulieb, aber nur im leichten Domino. Lili geht nicht."

Das war allerdings ein peinvoller Zustand. Und es ist mehr als begreiflich, daß Goethe glücklich war, als sich ihm im Oktober wieder eine Gelegenheit zur Flucht von Frankfurt bot, einer Flucht, von der er diesmal dauernd Rettung aus seiner Gebundenheit, die ihm zu angenehm war, um sie abzuschütteln, und zu drückend, um sie beizubehalten, erhoffen durfte. Der Herzog Karl August hatte, als er mit seiner jungen Gemahlin Frankfurt passierte,

den Dichter aufgefordert, ihm auf einige Zeit nach Weimar zu folgen. Goethe sollte in einem Wagen, den der Kammerrat von Kalb aus Karlsruhe brachte, nachkommen. Da der Wagen bald erwartet wurde, so nahm Goethe sogleich von allen Freunden und von Lili Abschied. Aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß der Wagen erschien. Goethe, um nicht nochmals Abschied nehmen zu müssen, hielt sich zu Hause und zeigte sich nicht mehr in der Öffentlichkeit. Als aber bereits mehr denn acht Tage verflossen waren, wurde ihm die freiwillige Gefangenschaft lästig, und in einen Mantel gehüllt, schlich er abends in der Stadt umher, bis er auch vor das Wohnhaus Lilis kam.[68] Er trat ans Fenster und hörte Lili sein Lied „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" singen. „Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort für Wort verstehen; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vor-

stellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen." (D. u. W. IV, 107.) So trennte sich Goethe von Lili.

Als Herr von Kalb auch nach einigen weiteren Tagen nicht erschien, verlor Goethe die Geduld und entschloß sich, dem Zureden und Drängen des Vaters nachzugeben und anstatt nach Thüringen die längst geplante Reise nach Italien anzutreten. Am 30. Oktober ist er auf dem Wege nach Heidelberg, das die erste Station nach dem Süden bilden soll. In Eberstadt, an der Bergstraße, notiert er in sein Tagebuch: „Lili, adieu ... Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht ... Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden?[69] Ein sehr merkwürdiger und bezeichnender Ausruf.

Goethe sollte auch diesmal nicht nach Italien kommen; in Heidelberg erreichte ihn eine Stafette, die ihn nach Frankfurt zurückrief, wo inzwischen Herr von Kalb angelangt war. Am 7. November fährt Goethe in die Mauern Weimars ein. Eine Fülle neuer Eindrücke stürmt auf ihn los, ein Strudel von Zerstreuungen wirbelt ihn umher, ein erlesener Damenkreis empfängt ihn huldigend, aber das Andenken an die edle, schöne Lili vermag nicht zu

schwinden. Lilis Herz konnte so bald nicht von seinem Herzen fallen.[70] Ihr Bild scheint sich vielmehr ihm jetzt zu verklären.[71] Losgelöst von allen ihm unsympathischen Verhältnissen, frei von der Furcht, sich zu binden, sich binden zu müssen, ist er fähig, Lilis Persönlichkeit in ihrer ganzen Reinheit und Schönheit zu erfassen. In seinen Liedern betet er sie an wie eine ihn beseligende Erscheinung, wie ein mildstrahlendes Gestirn — aber er begehrt sie nicht mehr. Kein Kampf, kein Widerstreit der Gefühle wie in den früheren Lili-Liedern; friedlich und harmonisch klingt seine Seele in ihnen aus.

So vor allem in des Jägers Abendlied, das wahrscheinlich kurz nach seiner Ankunft in Weimar entstanden ist:[72]

Im Felde schleich ich still und wild,
Lausch mit dem Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor!

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast;
Dem wie zu Hause so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last?

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als säh den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gethan!

Am 23. Dezember mitten in der Einsamkeit des Thüringer Waldes führen ihn seine Gedanken wieder zu Lili. „Wie ich so in der Nacht", schreibt er an den Herzog, „gegen das Fichtelgebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen,
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie du."[73]

Und endlich im Februar[74] des folgenden Jahres übersendet er ihr seine „Stella" mit den tief empfundenen Versen:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!

Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Das sind die letzten melodischen Klänge, die dem gefeierten Mädchen in Goethes Lyrik nachtönen. Dann schwindet unter dem Einfluß der allmächtigen Liebe zu Frau von Stein jedes sehnsüchtige Erinnern an Lili. In einer dramatischen Dichtung, dem „Falken", beschäftigt sie ihn noch im Hochsommer desselben Jahres; aber sie ist nur Modell, in dessen Züge sich die der neuen Herrin seines Herzens bereits hineinmischen.

Etwa vier Jahre nach seiner Trennung von Lili sah er die Geliebte wieder. Auf dem Wege nach der Schweiz passierte er das Elsaß, und es drängte ihn, wie in Sesenheim Friederike, so in Straßburg Lili aufzusuchen, die dort eine neue Heimat als Frau des Bankiers von Türckheim gefunden hatte. Die Wahrnehmung, daß Lili recht glücklich verheiratet sei, tat ihm überaus wohl. Er war zweimal bei ihr zu Tisch und schied mit den schönsten Empfindungen. (Vgl. Brief an Frau von Stein vom 28. September 1779.) Je mehr im Laufe der Jahre alle seine Liebesverhältnisse aus der Gegenwart in die Vergangenheit rückten, je mehr sie ihm gegenständlich und historisch wurden, desto leuchtender trat ihm

seine Neigung zu Lili aus der Reihe der übrigen Herzensverkettungen hervor. Noch im Alter von achtzig Jahren sprach er mit jugendlichem Feuer von Lili. „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir," äußerte er zu Soret, als dieser das Gespräch auf sie brachte, „und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte.* Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen ... Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!" (Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe III⁴, 207.)

Wenden wir uns zur verlassenen Geliebten zurück. Wie ward es ihr, nachdem Goethe sich von ihr geflüchtet und ihr jede Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, geraubt hatte? Er, der Busenfreund des Herzogs, der Liebling der Frauen, der geniale Dichter, dem seine Lebensfreiheit höher stand als jedes Liebesband, er konnte seine Wehmut, seine Sehnsucht in süßen, seelenvollen Liedern sich vom Herzen singen, aber — Lili? Sie resignierte, so erzählt ihre Familie, mit

* Damit stimmt die Bemerkung der Mutter überein, welche Lili die erste Heißgeliebte ihres Sohnes nannte. Bettina, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde I², 138.

derſelben Feſtigkeit, mit der ſie Goethe geliebt hatte, aber ihre Reſignation war von einem Schmerz begleitet, deſſen Tiefe Gott allein gekannt hat. Trotzdem hat ſie Goethe nicht gezürnt. Sie war eine viel zu tiefe Natur, als daß ſie ſein Weſen nicht erfaßt und darum ihm verziehen hätte. Sie verteidigte ihn vielmehr gegen die Angriffe, die er gelegentlich von ihrer Familie erfuhr. „Man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch ſo ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil ſich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte und er mehr dem Genius, der ihn beherrſchte, als ſich ſelbſt angehörte.“ Dieſes Urteil, das die Wahrheit in ihrem innerſten Kern trifft, iſt ein glänzendes Zeugnis für den pſychologiſchen Scharfblick, ſowie für die hochherzige Unbefangenheit Lilis. Das Maß ihrer Leiden war mit dem Verluſt Goethes noch nicht voll. Gleich im nächſten Jahre hatte ſie eine zweite herbe Prüfung zu beſtehen. Auf das Drängen ihrer durchaus praktiſch angelegten Mutter, die nach dem Eclat mit Goethe raſch das Los ihrer Tochter glaubte ſichern zu müſſen, verlobte ſie ſich etwa Mitte des Jahres 1776 mit einem Herrn Bernard, der in der Nähe von Straßburg ein Hüttenwerk beſaß und in anſcheinend guten Vermögensverhältniſſen war. Aber bald nach der Verlobung entdeckte er, daß ſein Unternehmen zerrüttet und er nicht in

der Lage sei, eine Familie zu begründen. Er verließ darauf seine Heimat und verscholl. Später hörte man, daß er in Jamaika gestorben sei. Dieser neue Schlag brach den Rest von Lilis Kräften und warf sie auf langes, schweres Krankenlager.

Im Jahre 1778, wo Lili noch immer sehr jugendlich — kaum zwanzig Jahre alt — war, bewarb sich der Straßburger Bankier von Türckheim, der nach einer Mitteilung Jügels und Wilhelm von Humboldts schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe sie geliebt hatte, um ihre Hand und erhielt sie. Türckheim war einer der vortrefflichsten Männer; zartfühlend, edel, aufopfernd für seine Familie, für die Gemeinde, für den Staat. Das Vertrauen und die Hochachtung seiner Mitbürger übertrugen ihm die verschiedenartigsten und wichtigsten Ämter. Er war Mitglied des Straßburger Munizipalrates, der Handelskammer, Präsident des protestantischen Konsistoriums, Maire der Stadt, Mitglied und Vorsitzender des Generalrats des Departements, Deputierter, eine Zeit lang auch badischer Finanzminister. Bei seinem Tode (1831) gaben ihm seine Mitbürger das Zeugnis, daß seine lange Laufbahn die stete Ausübung der schönsten Tugenden, ein treues Hingeben seiner selbst im Dienste der Menschheit und des Vaterlandes, gewesen wäre.

Ein solcher Mann war wohl geeignet, Lili zu beglücken, zumal da er eine mit wahrer Verehrung ge-

mischte Zuneigung zu ihr hegte; gewiß hat er sie auch in späteren Jahren voll beglückt. Ob dies aber schon in den ersten Jahren der Ehe der Fall war, ob nicht der romantische, poetische Schimmer, der Goethe umgab, ob nicht der geniale Geisteshauch, der ihn umwehte und der zu ihr in herrlichen Momenten übergeströmt war, die Wertschätzung des mit den schönsten bürgerlichen Tugenden geschmückten Mannes beeinträchtigte, das ist nicht über allen Zweifel erhaben. Wenn Goethe sie bei seinem Besuch 1779, wie wir gehört haben, recht glücklich fand, so kann der Wunsch, sie so zu finden, sowie die freudige Erregung, in die sie beim Wiedersehen geriet, stark bei seinem Urteil, das sich ohnehin nur auf einen Aufenthalt von wenigen Stunden gründete, mitgewirkt haben. Jedenfalls ist es nach Briefen von Lavater und Reichard positiv sicher, daß Lili in den Jahren 1783 und 1784 sich sehr unglücklich gefühlt hat. Lavater schreibt am 22. Februar 1783:

„Liebe Türckheim, wenn ich sehen kann, hab ich viele Freiheit des Geistes, viele Reinheit des Herzens in dir gesehen.

(Ganz frei ist kein Menschengeist, ganz rein kein sterblich Herz.) Diese Freiheit und Reinheit wird dich, edle Seele, viel leiden und viel genießen machen, wo kein anderer leiden und genießen kann. Leide und genieße — als Liese Schönemann und

als Liese Türckheim — und bleibe, solang du bist, Reichards und Lavaters Freundin."

Ferner Reichard am 22. Juli 1783:

„Es wurde mir sehr schwer, von Ihnen zu gehen, liebe edle Frau, und noch schwerer, von Straßburg zu gehen, ohne Ihre lieben Zeilen zu erwidern. Nun ist mir die Seele so voll des innigsten Anteils an Ihrem edlen Wesen, an Ihrer Lage, an Ihrem, Gott! mich so ängstigenden Trübsinn, daß ich nichts zu sagen weiß. Hätten Sie doch einen der glücklichen Tage, die ich bis heute hier lebte, unter uns verleben können, o! das würde Ihnen unendlich mehr glückliche Stimmung gegeben haben als alles, was wir Ihnen sagen können ... Gott erhalte Ihnen Ihre Lieben alle, gedenken Sie meiner in Liebe; die Stunden, in Ihrer Nähe verlebt, sind mir unvergeßlich."

Endlich Lavater an Lili unterm 13. Februar 1784:

„Die Hand, die diese Zeilen schreibt, trocknete gern dann und wann eine Träne von dem sanften Auge der edlen, lieben Türckheim, drückte gern dann und wann ihre sinkende Linke mit dem Bruderworte: Es ist Ehre, tragen zu können, zu wollen, zu ertragen; das Unveränderliche anbetend leiden, das Erträgliche schweigend dulden, in jeder Nacht des nie ausbleibenden Morgens harren, in seinem Kreise sanftest, ernst, froh wirken und durchs Müssen

zum Genießen sich erheben. So, liebste Türckheim, bildet man sich, vor den Augen des niederschauenden Himmels, zu überirdisch Freuen, zu überköniglich Ehren."

Graf Dürckheim, der uns zum erstenmal mit diesen Briefen bekannt gemacht hat, gibt keine Erklärung für die schmerzliche Stimmung Lilis, von der die Briefschreiber reden. Möglich ist es, daß sie aus irgendwelchen ungünstigen Verhältnissen, die mit ihrem ehelichen Glück in keinem Zusammenhang standen, resultierte. Wenn wir aber die Worte „Leide und genieße als Liese Schönemann und als Liese Türckheim" und „Es ist Ehre, tragen zu können, das Unveränderliche anbetend leiden . . . durchs Müssen zum Genießen sich zu erheben" erwägen, Worte, die deutlich die Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung bringen und das Leid, dem Lilis Tränen gelten, als ein unabänderliches bezeichnen, so werden wir doch zu der Annahme uns hinneigen, daß Lili in den ersten Jahren ihrer Ehe eine stille Trauer über den verlorenen Jugendgeliebten im Herzen getragen habe.* Um so wohl-

* Gräfin Henriette Egloffstein, deren — weiter unten erwähnte — Mitteilungen allerdings nur mit Vorsicht aufzunehmen sind, will noch im Jahre 1794 aus den Erzählungen Lilis den Eindruck empfangen haben, daß sie sich in der Ehe mit Türckheim „nicht vollkommen glücklich" fühle.

tuender ist es uns, wahrzunehmen, daß im Laufe der Zeit diese Trauer allmählich schwand und der reinsten und vollsten Zufriedenheit mit ihrem Schicksal Platz machte.

Lili verstand es, ihr Haus in Straßburg zu einem Sammelpunkt aller durch Geist und Stellung ausgezeichneten Männer zu machen, in dem auch distinguierte Fremde, darunter Fürsten und Feldherren, gern einkehrten. Unruhe, Besorgnis und schließlich schwere Gefahren brachten die Revolutionsjahre über das friedliche Haus. Als im Jahre 1792 Straßburg in die allgemeine Gärung hineingerissen wurde, da schien Türckheim der geeignete Mann zu sein, um die Ruhe aufrecht zu halten, und wurde zum Maire der Stadt berufen. Tatsächlich gelang es ihm auch; aber bald wurde er, dem Pariser Wohlfahrtsausschuß als Gemäßigter und Aristokrat verdächtig, seines Amtes entsetzt und aus Straßburg verbannt. Er zog sich darauf mit seiner Familie nach Posdorf, einem lothringischen Dorfe, in dem er ein kleines Gut besaß, zurück. Schon vorher hatten Fräulein Delf und der Bruder Lilis, Friedrich, ihr nahe gelegt, mit ihren Kindern bei der Unsicherheit der Zustände Straßburg zu verlassen und sich auf das rechte Rheinufer in Sicherheit zu bringen. Doch mit männlichem Geiste lehnte sie unterm 29. Juli 1792 einen solchen Vorschlag

ab. „Je ne puis et ne dois pas céder aux instances, qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie, où le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations et où il faut réprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage.“ Sie sei entschlossen, das Los ihres Mannes zu teilen, so unglücklich es auch sein könnte. Die Familie verlebte in Posdorf etwa anderthalb Jahre in Ruhe. Dann wurde auch hier Türckheim den Schreckensmännern unbequem, und sie befahlen Anfang Juli 1794 seine Verhaftung. Das war gleichbedeutend mit dem Todesurteil. Glücklicherweise erhielt Türckheim von dem Haftbefehl durch den ihm befreundeten Maire des Dorfes rechtzeitig Kenntnis und entfloh, als Holzhauer verkleidet, nach der deutschen Grenze. Ungefährdet erreichte er Saarbrücken und ließ von dort aus an seine Gemahlin die Aufforderung ergehen, nachzukommen. Lili zögerte nicht einen Augenblick, ihrem Gatten zu folgen. In der Tracht einer Bäuerin machte sie sich mit ihren fünf Kindern, von denen sie das jüngste in ein Tuch gebunden auf dem Rücken trug, auf den Weg, von dem Hauslehrer der Kinder, Redslob, begleitet. Abends sechs Uhr brachen sie auf und wanderten, um vor Nachstellungen recht sicher zu sein, die ganze Nacht hindurch bis morgens neun Uhr. Oft wollten die Kinder ermattet niedersinken, aber immer wußte

Lili bald durch einen Scherz, bald durch Versprechungen, bald durch Ermahnungen ihre Kräfte wieder zu beleben. Als die Flüchtlinge vor Saarbrücken ankamen, erfuhren sie, daß die Stadt bereits von Franzosen besetzt sei und nur Landleute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, die Brücke passieren dürften. Infolgedessen mußte sich die kleine Karawane trennen. Redslob machte mit den drei älteren Knaben einen Umweg und watete durch die Saar an einer seichten Stelle, während Lili mit einem Korb auf dem Kopfe, mit ihrem kleinen Heinrich auf dem Rücken und ihrem Töchterchen an der Hand, wie eine Bäuerin, die Lebensmittel zu Markt bringt, auf die Brücke losschritt. Während sie auf diese Weise jeden Verdacht vermied, erregte ihre Schönheit die Aufmerksamkeit der französischen Soldaten, die mit Neckereien auf sie eindrangen. Aber mit den zornigen Worten: „Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille?“ scheuchte sie die zudringlichen Gesellen zurück und gelangte unbehelligt durch die Stadt zu den deutschen Vorposten. Dort entdeckte sie sich einem preußischen Rittmeister, der sogleich einen Wagen für die Familie besorgte, den sie am anderen Tage zur Weiterfahrt nach Kaiserslautern benutzte, wo man nach den großen Anstrengungen sich eine kurze Ruhe gönnte. Da Herr von Türckheim inzwischen bereits

auf das rechte Rheinufer sich begeben hatte, so setzte die Familie die Reise fort und traf endlich in Mannheim den Gatten und Vater wieder. Ein Brief, den der vierzehnjährige Fritz an seinen Onkel von Heidelberg aus schrieb, enthält die für Lili charakteristische Nachschrift: „Die liebe Mutter läßt sich wegen ihres Nichtschreibens entschuldigen; allein, da wir von unseren Sachen auch nicht das geringste retten konnten, so ist sie mit Hemdenschneiden und Nähen so beschäftigt, daß sie nicht abkommen kann.“ Von Mannheim begab sich die Familie nach Frankfurt, wo sie einige Wochen die liebevollste Gastfreundschaft der Frau Gontard, der Schwiegermutter Friedrich Schönemanns, genoß. Da aber Frankfurt nicht die nötige Ruhe und Bequemlichkeit für die Erziehung der Kinder bot, so siedelte die Familie weiter nach Erlangen über, das ihr nunmehr über ein volles Jahr zum sicheren und angenehmen Asyl diente. Obwohl die dortige bessere Gesellschaft, sowie auch die Markgräfin von Ansbach es an Versuchen nicht fehlen ließ, die hochgeschätzten Türckheimschen Ehegatten in ihre Kreise zu ziehen, so verharrten sie doch in stiller Zurückgezogenheit, Türckheim seinen Studien lebend, indem er an der Universität seine Kenntnisse in der Chemie und Mineralogie vervollständigte, Lili ganz der Häuslichkeit und der Erziehung der Kinder hingegeben. Nur

wenige Personen waren es, zu denen sie in nähere Beziehung traten; dazu gehörte auch die Gräfin Henriette von Egloffstein, die, nachdem sie mit Goethe bekannt geworden war, diesem über ihre Begegnung mit Lili mündlich und schriftlich Bericht erstattet hat. In ihrem schriftlichen Bericht, der freilich aus sehr später Zeit (aus dem Jahre 1830) stammt, feiert sie Lili in den überschwenglichsten Ausdrücken. Sie nennt sie eine der edelsten Frauen, spricht von der erhabenen Würde ihres Wesens, die sie an Iphigenie, jenes Ideal edelster Weiblichkeit, erinnert habe u. s. w. Der Bericht wäre wertvoller, wenn er nicht einerseits von dem Zeitpunkt, den er schildert, zu weit abläge und andererseits nicht zu sehr den Eindruck machte, als ob alles Goethe zu Ehren stark übertrieben wäre. Die angeblichen Bekenntnisse Lilis, die er enthält, beruhen offenbar auf einer phantastischen Fortbildung eines argen Mißverständnisses. Wir können der Gräfin gern glauben, daß Lili Goethe als „den Schöpfer ihrer moralischen Existenz" bezeichnet hat, indem sie damit ausdrücken wollte, daß erst durch die Verbindung mit Goethe ihre sittlich-geistigen Kräfte geweckt und entwickelt worden seien; wie denn auch der Dichter selbst gegen Sulpiz Boisserée (I, 285) betonte, daß Lili ihm den größten Teil ihrer höheren Bildung zu verdanken habe. Die Gräfin aber hat die Bemerkung Lilis mißverständlich aufgefaßt und

später das, was sie sich ursprünglich dabei dachte, als wirkliche, ihr von Lili erzählte Tatsache angesehen — ein psychologischer Irrtum, den man überaus häufig beobachten kann.* Dies nebenher für diejenigen Leser, die vielleicht den wunderlichen Brief der Gräfin kennen.

Nachdem das Schreckensregiment in Frankreich ein Ende gefunden hatte, bedeuteten die zurückgebliebenen Freunde und Verwandte Herrn v. Türckheim, daß sein längeres Verweilen im Auslande bedenkliche finanzielle und politische Folgen für ihn und die Familie haben könne; er möge deshalb baldigst zurückkehren. Türckheim entschloß sich darauf rasch und trat im Juli 1795 die Rückreise nach Straßburg an. Es kostete Lili einen schweren Kampf, ihren Gatten allein einer unsicheren Zukunft entgegenziehen zu sehen, und es bedurfte der eindringlichen Vorstellungen ihrer Freunde und des Wehklagens der Kinder, um sie von ihrer Absicht zurückzubringen, ihren Mann zu begleiten und die Kinder der Obhut einer Magd und des Hauslehrers zu überlassen. Zum Glück fand Türckheim die Lage der Dinge in Straßburg viel günstiger, als er erwartet hatte, und er konnte Lili mit den Kindern unbesorgt zurückrufen. Gegen Mitte Sep-

* Ähnlich urteilt über den Brief Herr von Loeper im Kommentar zu Dichtung und Wahrheit IV, 213.

tember traf die flüchtige Familie nach mehrjähriger Heimatlosigkeit wieder in der Vaterstadt ein.

So bewegt auch die folgenden zwei Dezennien durch die napoleonischen Kriege waren, so verlebte doch die Familie verhältnismäßig ruhige und glückliche Zeiten. Nur manchmal bangte das Herz Lilis um ihre Söhne, die Kriegsdienste in der französischen Armee taten und von denen Wilhelm seit 1805 alle Feldzüge auf den weit entlegenen Kriegsschauplätzen in Preußen, Spanien, Rußland mitmachte und mehrmals Wunden davontrug. Die Korrespondenz, die Lili mit ihren herangewachsenen Söhnen geführt hat, gehört zu dem Reizendsten und Rührendsten, was man lesen kann. Es sind beredte Urkunden von der Wahrheit und Tiefe, die der schönen Seele Lilis zu eigen war. Eine einzige Stelle mag aus der Fülle der Familienpapiere hier ausgehoben sein:

„Entsagen zu lernen ist großer Gewinn; dadurch allein stehen wir über den Begebenheiten und werden nicht des Zufalls Spiel, dadurch stählen wir die Seele, ohne ihr die zarte Blüte des Gefühls zu rauben. Lasset uns zusammen diese Zeit als eine Schule betrachten; für meinen Teil habe ich stets die Prüfungen, die mir nicht erspart worden, mit warmem Dank gegen die Vorsehung angenommen, und ich kenne keine, die ich nicht mit

Ergebenheit tragen werde; nur eine gibt es, die ich nicht überleben möchte, der Schmerz nämlich, hören zu müssen, daß meine Söhne den Götzen der Zeit opfern sollten" u. s. w. Auch wie die Kinder zur Mutter stehen, davon mögen unsere Leser eine Probe erhalten. Sie rührt aus einem Briefe her, den der älteste Sohn Fritz zu einer Zeit geschrieben hat, wo er bereits in heiratsfähigem Alter stand. Wir haben es hier also nicht mit konventionellen Pietätsausdrücken der Jugend, sondern mit den Herzensergüssen des reifen Mannes zu tun. Lili hatte ihr Verwundern über sein langes Schweigen ausgesprochen. Darauf antwortet er:

„Wie hat meine liebe, teure Mutter glauben können, daß ihr Fritz, der stets von ihrer rührenden Zärtlichkeit getragen ward, nur einen Augenblick den Gefühlen untreu wäre, die bisher das einzige Glück, ja der Zweck seines Daseins waren und ewig bleiben werden! Ich kenne ja keine größere Wonne, als Ihre und des Vaters Liebe verdienen zu dürfen! Die ehrfurchtsvolle Zuneigung, die uns allen für unsere angebetete Mutter wie angeboren ist, wächst stets in mir, seitdem ich durch reifere Erfahrung den moralischen Zweck einer jeden ihrer edlen Handlungen habe würdigen können; je reifer ich werde, desto mehr weiß ich das Glück zu schätzen, von einer Seele wie die Ihrige geleitet worden zu sein

und mich auch fernerhin nur durch sie allein führen zu lassen."

Im Jahre 1800 erwarb Türckheim ein kleines Landgut in Krautergersheim, einige Stunden von Straßburg. Er hatte es in schlechtestem Zustand übernommen, Schloß und Garten waren verfallen und bedurften einer durchgreifenden Restauration. Da Türckheim durch seine Geschäfte und Amtspflichten in Straßburg oder Paris gefesselt war, so fiel Lili die Aufgabe zu, das Gut wieder instand zu setzen. Das war so recht nach ihrem Herzen. Sie konnte ihre Energie und Schaffenslust entfalten, und das versetzte sie in die beste Laune. Mit dem frischesten Humor schreibt sie an die Kinder: „Weil ich nun Oberbauinspektor geworden, liebe Kinder, kann ich wenig schreiben, meine Zeit geht dahin im Messen, Befehlen, Vergleichen, Überwachen... Ihr müßt wissen, daß, als wir kamen, die Mäuse allein Herren des Hauses waren, die Fußböden vermodert, keine Läden, überall schadhafte Türen und Fenster, das Dach durchlöchert, so fand ich den Zustand des Hauses. Doch mit einigen Schlägen des Zauberstäbchens, wie ihr das Ding nennt, habe ich in vierzehn Tagen alles umgestaltet: neue Fußböden, neue Läden, ausgebesserte und zum Teil neue Türen, das Dach regendicht gemacht, der Taubenturm wieder aufgebaut, endlich die zwei

Wohnzimmer mit eigener hoher Hand tapeziert; das alles ist in vierzehn Tagen glücklich vollbracht worden. — Die größte Freude habe ich, zu sehen, wie niedlich einfach unsere Wohnung wird. Das Haus hat wenig Ansehen, allein es ist herzig heimelig und gefällt mir" u. s. w.

Hier in diesem trauten Winkel des Elsaß hat sie bis zu ihrem Tode meistenteils gelebt, verehrt, ja fast vergöttert von ihrem Gemahl und ihren Kindern. Am 6. Mai 1817 verschied sie, kurz vor Vollendung des neunundfünfzigsten Lebensjahres.

„Die Schwester", so schrieb der Gatte nach ihrem Tode an den Bruder Lilis, „schläft, Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen."

Die Urbilder zu Hermann und Dorothea

„Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, d. h. die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. . . Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden." (Eckermanns Gespräche mit Goethe I[4], 38.) Diese in ihrem Kerne vielfach zitierte Äußerung Goethes gibt uns das Recht, bei allen seinen Dichtungen nach der Wirklichkeit zu forschen, die sie veranlaßt hat. Freilich darf der Begriff der Wirklichkeit nicht zu äußerlich aufgefaßt werden. Nicht diejenige Wirklichkeit, die Goethe bloß sah, die er nur physisch oder mechanisch durchlebte oder die er aus der Geschichte verstandes- und gedächtnismäßig aufnahm, vermochte ihn zu dichterischer Produktion zu reizen, sondern nur diejenige, die sich mit seinem innersten Sein verflocht und ihn innerlich beschäftigte und bewegte. „Ich habe nie, so sagte er bei einer

anderen Gelegenheit gewissermaßen ergänzend zu der ersten Äußerung, in meiner Poesie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen." (A. a. O. III, 218.)[75] Sind diese Sätze richtig, dann muß ihre Richtigkeit auch für eine Dichtung vorausgesetzt werden, deren Wurzeln lediglich in der durch Lektüre befruchteten Phantasie des Dichters zu haften scheinen: für Hermann und Dorothea. Allerdings sind die bisherigen Versuche, das Idyll in Zusammenhang mit Goethes Leben zu bringen, im wesentlichen erfolglos geblieben. Man hat wohl eine Reihe von Einzelheiten als der Wirklichkeit entlehnt festgestellt, man hat auch in der Wirtin die Züge der Frau Aja und im Wirt die des Herrn Rat erkannt, aber weder sind die Modelle für die Hauptfiguren noch ist das seelische Motiv, das den Dichter zu seiner Schöpfung trieb, irgendwo, soweit wir sehen können, aufgefunden worden. Auch der neueste Herausgeber des herrlichen Werkes, Chuquet (Paris, L. Cerf, 1886) ist, obwohl völlig überzeugt, daß für Hermann und Dorothea keine anderen Gesetze als für die übrigen Dichtungen Goethes gelten, nicht über seine Vorgänger hinausgekommen. Das einzige Neue, was er nach der von uns bezeichneten Richtung vorbringt, ist die Andeutung, daß der Dichter, als er

Dorothea in elsässischer Tracht erscheinen ließ, „vielleicht“ an Friederike gedacht habe. Die vorsichtige Ausdrucksweise des Verfassers bekundet schon, daß ihm sehr wohl der sonstige große Unterschied, der zwischen Friederike und Dorothea obwaltet, bewußt gewesen sei. Und in der Tat — sollte die zarte, leidende Friederike für Goethe das Vorbild zu der kräftigen, gesunden, männlich-energischen Dorothea gewesen sein? Die Erinnerung an Friederike mußte weit mehr den Dichter von der Charakteristik Dorotheas, wie wir sie jetzt haben, ablenken, als ihm zur selben die Grundfarben leihen. Was aber die Kleidung betrifft, so bedurfte er nach seinem langen Aufenthalt im Elsaß nicht der Erinnerung an Friederike, um für seine Phantasie dieses äußerliche Element zur bequemen Verfügung zu haben. Überdies trat ihm Friederike nicht einmal streng in der Landestracht entgegen, sondern sie hatte sie etwas modifiziert, so daß sie nach Goethes Ausdruck „auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin stand“. (Dichtung und Wahrheit II, 201. Hempel.)

Dennoch kann die Kleidung Dorotheas uns ein brauchbarer Wegweiser zu dem Ziele unserer Untersuchung werden. Nach dem Gange der geschichtlichen Ereignisse und nach dem von ihm selbst gezeichneten geschichtlichen Hintergrunde konnte Goethe sich die flüchtige Dorfbevölkerung in seinem

Idyll nur als eine pfälzische denken. Wenn er trotzdem Dorothea in elsässischer Tracht uns vor Augen führt, so läßt sich vermuten, daß er sie nach einem Urbilde zeichnete, welches ihm in jener Tracht bei der Konzeption der Dichtung vorschwebte. Gibt es nun in Goethes Lebenskreise eine Frauengestalt, die nach Schicksal und Charakter ihn zur Schöpfung der Dorothea anregen konnte und die seine Phantasie im Kostüm einer elsässischen Bäuerin erblickte? — Allerdings gibt es eine solche, und zwar ist es keine andere als seine teure Jugendgeliebte: Lili Schönemann. Lili, durch die Verheiratung mit dem Bankier von Türckheim seit 1778 dem Elsaß angehörig, hatte in den Stürmen der Revolutionsjahre schwere Zeiten durchlebt. Ihr Gatte, 1792 zum Maire von Straßburg gewählt, wurde bald als Gemäßigter und Aristokrat dem Pariser Wohlfahrtsausschuß verdächtig und deshalb 1793 seines Amtes entsetzt. Als er sich darauf mit seiner Familie aufs Land zurückzog, wurde er auch dort nach einiger Zeit den Schreckensmännern unbequem, und sie befahlen Anfang Juli 1794 seine Verhaftung. Türckheim, von dem Haftbefehl rechtzeitig unterrichtet, floh nach der deutschen Grenze und ließ, nachdem er sie glücklich erreicht, seine Frau auffordern, ihm zu folgen. Lili, um nicht Verdacht zu erregen und vielleicht samt den Kindern als Geiseln für den

geflüchteten Gatten zurückbehalten zu werden, machte sich als Bäuerin verkleidet mit ihren fünf Kindern, von denen sie das jüngste auf dem Rücken trug, abends 6 Uhr auf den Weg und langte, die ganze Nacht hindurch marschierend, früh 9 Uhr vor Saarbrücken an. Zu ihrer Überraschung fand sie es bereits von Franzosen besetzt, die zwar keinen Verdacht gegen sie schöpften, aber von ihrer Schönheit angezogen in bedenklicher Weise auf sie eindrangen. Doch mit sittlicher Hoheit die Insulten der zügellosen Soldateska abweisend passierte sie die Stadt und erreichte ohne weitere Gefahren die deutschen Vorposten. Nachdem sie mit ihrem Gemahl sich in Mannheim vereinigt hatte, siedelte die Familie nach Erlangen über, um dort die weitere Entwicklung der Dinge in Frankreich abzuwarten.

Hier haben wir ein Schicksal, das in seinen Grundzügen mit dem Dorotheens übereinstimmt. Eine deutsche Frau flieht vor den Franzosen unter mannigfachen Mühsalen und Gefahren von dem linken Rheinufer auf das rechte. Diese Frau hatte Goethes Herzen einst sehr nahe gestanden, so nahe, wie nach seiner Äußerung zu Soret, keine zweite. Noch im höchsten Greisenalter gedachte er ihrer mit einer Art schwärmerischen Entzückens. 1779 hatte er ihr Haus in anscheinend gefesteter Sicherheit und in behaglichem Glanze geschaut. Nun war auch

dieses Haus durch die revolutionären Bewegungen erschüttert, die Revolution hatte auch in das Schicksal der holden Jugendbraut grausam eingegriffen und sie, die nie Not und Gefahr kennen gelernt und die er sicher geborgen gewähnt, heimatlos, flüchtig und — wenigstens für den Augenblick — arm gemacht. Mußte ihn nicht die Kunde von diesem Schicksal tief ergreifen und ihn, den ohnehin die revolutionären Bewegungen ununterbrochen innerlich und dichterisch beschäftigten, zur poetischen Behandlung und damit zur wohltuenden Befreiung von dem ihn drückenden seelischen Weh drängen? Gewiß. Aber es fragt sich: Hat Goethe zu der Zeit, wo er sich mit Hermann und Dorothea trug, von dem Schicksal Lilis Kenntnis gehabt? Diese Frage können wir mit einer an absolute Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit beantworten. Lili kam im August 1794 nach Erlangen und lernte dort die Gräfin Egloffstein kennen, die durch ihre Brüder in engen Beziehungen zu Weimar stand.[76] Infolge dieses letzteren Umstandes erzählte Lili der Gräfin, welch inniges Band einst sie und Goethe umschlungen hätte, und bat sie, sie möge bei schicklicher Gelegenheit dem Dichter mitteilen, mit welcher Verehrung sie noch heut an ihm hinge. Diese schickliche Gelegenheit scheint sich für die Gräfin ziemlich bald gefunden zu haben. Denn Goethe schrieb am

30. März 1801 an Lili: „Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mir Frau von Egloffstein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthaltes in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse. Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabei, wie ich weiß, einen entschlossenen Mut bewiesen, der Ihnen Ehre macht" u. s. w. (Dürckheim, Lilis Bild, Nördlingen 1879, S. 69).

Es kann sich nach diesem Briefe nur fragen, wie weit man den Empfang der Nachrichten über Lili auf Grund des Ausdrucks „vor einigen Jahren" zurückdatieren darf.[77] Es ist möglich, daß die direkten Mitteilungen der Gräfin, zumal sie den Dichter persönlich noch nicht kannte, und insbesondere ihre Mitteilungen über die Gefühle, die Lili noch für den Jugendgeliebten hege, sich etwas verzögerten; dagegen ist es uns nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß die Gräfin, nachdem sie einmal erfahren, welch interessante Person Lili für Weimar sei, schleunigst von der Begegnung mit ihr und von ihrem merkwürdigen Schicksal an ihre Brüder oder an sonst ihr bekannte Glieder des Weimarischen Kreises berichtet, und daß Goethe auf diesem Wege

schon im Herbst 1794 von Lilis Flucht nach Deutschland und ihren Bedrängnissen während der Revolutionszeit Kenntnis erhalten habe.*[78] Damit würde dann in ausgezeichneter Weise eine Notiz Boettigers (Literar. Zustände und Zeitgen. I, 74) übereinstimmen, in welcher er unter dem 25. Dezember 1796 bemerkt, daß Goethe schon seit zwei Jahren (also seit Ende 1794) mit diesem Sujet (Hermann und Dorothea) schwanger gegangen[79] und es erst als Drama, dann als eine Idyllenreihe versucht hätte.** Wir kommen also zu dem Schluß, Goethe sei unmittelbar, nachdem ihn die Kunde von dem Schicksal Lilis erreicht hatte, angeregt worden, eine tapfere, deutsche, vor den Franzosen flüchtende Frau zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen.

Aber wenn man auch geneigt wäre, uns bis hierher zu folgen, so wäre damit noch nicht viel erreicht. Die Ähnlichkeit des Schicksals und — wor-

* Goethe konnten auch auf anderem Wege leicht Nachrichten über Lilis Geschick zugehen. So z. B. von seiner Mutter, da sich Lili vor der Übersiedlung nach Erlangen mehrere Wochen in Frankfurt a. M. aufhielt. Gewiß haben die Berichte, die der Dichter erhielt, wie das in solchen Fällen unvermeidlich ist, die Leiden und die Tapferkeit Lilis noch etwas übertrieben.

** Auch Schiller schrieb am 17. Oktober 1796 an Körner, daß Goethe die Idee der Dichtung schon seit mehreren Jahren mit sich herumtrage.

auf noch einmal gewiesen sein mag — des Kostüms bleibt doch etwas Äußerliches. Wollen wir von Lili als dem Urbilde zu Dorothea sprechen, so muß auch ihr Charakter in den wesentlichsten Stücken dem Dorotheens gleichen. Welches sind die hervorstechenden Züge im Charakter Dorotheens? Mut und Energie, sittliche Würde und echt weibliches Zart- und Mitgefühl. Besaß Lili jene Eigenschaften? — Von ihrem Mut und ihrer Energie hatte bereits der fünfzehnstündige nächtliche Fußmarsch, den sie mit einem Kinde auf dem Rücken zurücklegte, und ihr Renkontre mit den Soldaten einen glänzenden Beweis geliefert. Andere Belege bietet ihr sonstiges Verhalten in der drangvollen Revolutionszeit. Als in Straßburg die Zustände bereits sehr bedrohlich geworden waren und ihre Angehörigen und Freunde sie eindringlich baten, sich und die Kinder auf rechtsrheinischem Gebiete in Sicherheit zu bringen, lehnte sie dies mit den festen Worten ab: „Je ne puis et ne dois pas céder aux instances, qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie, où le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations et où il faut *réprimer toute pusillanimité, pour animer et fortifier son courage.*“ Sie sei entschlossen, das Los ihres Mannes zu teilen, es komme, was da wolle. (Jügel, Das Puppenhaus, S. 350.) Goethe selbst hob denn auch in dem schon

zitierten Briefe rühmend hervor, daß sie in den vergangenen Jahren einen entschlossenen Mut bewiesen habe, der ihr zur Ehre gereiche. Doch bedurfte es für Goethe, wenn er seine Dorothea nach Lili bildete, gar nicht neuerlicher Beweise, um mit ihrem Charakter die Vorstellung von Mut und Energie zu verbinden. Denn er hat diese Eigenschaften schon an dem jungen, siebzehnjährigen Mädchen bewundert. Nach der Verlobung, so erzählt er in Dichtung und Wahrheit, wäre ihm die Geliebte, die ihm bisher nur schön, anmutig, anziehend vorgekommen, auch als würdig und bedeutend erschienen. „Sie war eine doppelte Person: ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlte ich wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen." Sicherheit in sich selbst — das ist schließlich die Eigenschaft, auf der alle Energie beruht.

Noch nachdrücklicher weist der Dichter an einer andern Stelle auf Lilis Seelenstärke hin. Er schildert die großen und mannigfachen Schwierigkeiten, die sich allmählich zwischen ihnen auftürmten, und fügt dann hinzu: „In ihr (Lili) allein, wußte ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte." Ein Ausfluß dieser Willensstärke war es, daß sie, das in den behaglichsten und bequemsten

Verhältnissen aufgewachsene Mädchen, sich bereit erklärte, „alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben" und mit Goethe nach Amerika zu gehen (Dichtung und Wahrheit IV, 92). Es ist deshalb nur natürlich, daß Goethe, als er das erste Mal — und zwar schon im Sommer 1776 — daran ging, Lili zum Mittelpunkt einer größeren Dichtung, des Dramas „der Falke", zu machen*, er in den Charakter der Heldin, Giovanna, einen starken Zug von Energie verwebte. Giovanna — so viel können wir Goethes Quelle, Boccaccio, entnehmen, da uns das Drama selbst verloren gegangen ist — tritt ihren Brüdern, die sich ihrer Verbindung mit dem armen Federigo widersetzen, fest entgegen und beharrt auf ihrem gefaßten Entschluß, da sie lieber einen Mann wolle, der Reichtum, als Reichtum, der einen Mann nötig habe. Karl Bartsch, der in der Gegenwart 1876 S. 109 über den „Falken" handelte, konnte sich nicht enthalten, anzumerken, Lili würde ganz ähnlich geantwortet haben, weil sie „ebenso entschieden und energisch" gewesen wäre. Außerdem mag auch eine Äußerung des Grafen Dürckheim, des Enkelschwiegersohnes Lilis, hier am Platze sein, in welcher er von ihrer Korrespondenz sagt: „Die meisten Briefe sind von so ernstem Geiste durchdrungen und tragen den Stempel einer

* Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein I², 48.

so positiven, unerschütterlichen Richtung, daß wir mehr als einmal uns der Unterschrift Lise Türckheim vergewissern mußten, um sicher zu sein, daß nicht der Vater, sondern die sanfte Lili schreibt" (a. a. O. S. 62). „Ihre Schriftzüge, heißt es an einer andern Stelle, sind die einer festen, fast männlichen Hand." Diese Zeugnisse, die sich leicht noch vermehren ließen, dürften den Mut und die hohe Willensstärke Lilis ausreichend belegen.

Was nun die zweite Charaktereigentümlichkeit betrifft, die wir als markant in der Figur Dorotheens bezeichneten: die sittliche Würde, so lassen schon die angeführten Tatsachen und Urteile kaum daran zweifeln, daß Lili diesen schönen Schmuck des Weibes besessen haben müsse. Goethe nennt sie, wie wir gehört, ausdrücklich „würdig und bedeutend". Reichardt und Lavater geben ihr in ihren Briefen beständig das Prädikat „edel" (Dürckheim S. 81 ff.); die Gräfin Egloffstein rühmt vor allem „die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen ausgesprochen"; Ludwig Spach, der sie vermutlich noch selbst gekannt hat, jedenfalls viele Personen ihres Bekanntenkreises, spricht von dem cœur haut placé de cette noble femme (Œuvres choisies II, 463) u. s. w.*

* Hier unten mag noch für diesen und den nächsten Punkt auf einen Brief vom Pfarrer Ewald Bezug genommen

Und was endlich die Zartheit und Weichheit ihres Gefühls anlangt, so braucht man nur Goethes Lieder an sie, das 17. bis 20. Buch von Dichtung und Wahrheit, die Urteile anderer Zeitgenossen und die rührende Korrespondenz mit ihren nächsten Angehörigen bei Dürckheim und Jügel nachzulesen, um sich zu überzeugen, daß auch dieser Vorzug des weiblichen Gemüts ihr in hohem Grade zu eigen war. In ihr vermählten sich in der Tat, so wie bei Dorothea, männliche Kraft und weibliches Empfinden zur schönsten Einheit. Sie hatte, um in ihrer Sprache zu reden, ihre Seele gestählt, ohne ihr die zarte Blüte des Gefühls zu rauben.

---

sein, der um so mehr ins Gewicht fällt, als Ewald und seine Frau (eine geborene Frankfurterin) nur die junge Lili, d. h. Lili bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahre, kannten. Ewald schreibt am 3. Februar 1784 an seinen elsässischen Freund J. Gottfr. Röderer: „Ich bitte, daß Sie in das Türckheimische Haus gehen und der Frau von Türckheim sagen, daß der Pfarrer und sein Weib noch an sie dächten und liebten und immer an sie denken und lieben würden; daß er als Superintendent noch die Frisur trage, die sie ihm vorgeschrieben habe. — Die heilige Anna [Lilis erster Vorname war Anna] sei ihm immer noch heilig.“ (Stöber, J. G. Röderer und seine Freunde, 2. Aufl., Colmar 1874, S. 127.) — In betreff der angeblichen Koketterie Lilis, die ja wenig mit der von uns behaupteten sittlichen Würde vereinbar wäre, verweise ich auf mein Essay „Goethes Lili“ in Westermanns Monatsheften, August 1887 (s. oben).

Zu dieser allgemeinen Fundamentierung unseres Vergleiches zwischen Lili und Dorothea kommen einige Detailzüge der Dichtung, die unserer Auffassung weitere Stützen bieten.

Goethe läßt den Richter von einer Heldentat Dorotheens erzählen, durch welche sie ihre eigene Ehre sowie die mehrerer anderer Jungfrauen gerettet habe. Sie hätte einem der auf sie eindringenden Marodeurs den Säbel entrissen, ihn niedergeschlagen und die andern mit „männlichen Streichen" zurückgetrieben. An dieser Heldentat haben einige Kommentatoren, darunter der feinsinnige Wilhelm v. Humboldt, als in zu grellem Kontrast zu der sonstigen zarten Weiblichkeit Dorotheens stehend Anstoß genommen. Woher hat der Dichter diesen Zug? Aus der Salzburger Emigrantengeschichte konnte er ihn nicht entnehmen. Denn dieser fehlt er. Nun könnte er ihn frei erfunden haben, um uns eine noch höhere Vorstellung von der kraftvollen Natur Dorotheens zu geben. Warum er aber dann einen so stark heroischen wählte, ist uns allerdings mit Wilhelm v. Humboldt einigermaßen auffallend. Erklärlicher wird die Sache, wenn wir annehmen, daß Lilis gefährliche Begegnung mit den französischen Soldaten seine Phantasie anreizte, sich auszumalen, was wohl geschehen wäre, wenn jene dreisten Gesellen, anstatt sich durch

Lilis zornige Worte verscheuchen zu lassen, gegen sie Gewalt gebraucht hätten. Er konnte dann bei seiner Kenntnis von Lilis Charakter kaum eine andere Lösung finden als jene heroische, die er Dorotheens Unternehmen gibt. Die von der Phantasie weiter ausgesponnene Wirklichkeit reichte ihm also, wie wir meinen, den Zug, nach dem er suchte, um das Charakterbild Dorotheens durch die Glorie heldenhafter Größe zu verklären.

Eine andere etwas überraschende Wendung der Dichtung ist es, daß Dorothea bereits einmal verlobt war, ihren Bräutigam aber in der Ferne durch den Tod verloren hat. Auch diesen Zug fand Goethe nicht in der Salzburger Emigrantenhistorie. Nichts nötigte ihn aber, einen solchen dem Epos einzuverleiben, vielmehr mußte er ihm so fern liegen, daß es eines bestimmten äußeren Anlasses bedurfte, damit er ihn als brauchbar für die Dichtung entdecken konnte. Dieser äußere Anlaß lag unseres Erachtens wiederum in der Wirklichkeit, in dem tatsächlichen Schicksal des Urbildes seiner Heldin. Auch Lili war, als sie sich mit Herrn von Türckheim vermählte, schon verlobt gewesen, und zwar nicht bloß mit Goethe, sondern auch mit einem gewissen Bernard. An diesen zweiten Bräutigam hat wohl der Dichter bei seiner Dorothea gedacht. Denn dieser zweite Bräutigam endete wie Dorotheens

Verlobter unglücklich in der Ferne. Er starb, nachdem ihn Vermögensverfall aus der Heimat getrieben hatte, in Jamaika. Wenn Goethe den Verlobten Dorotheens auf der Guillotine sterben läßt, nachdem ein unklarer Freiheitsdrang ihn nach Paris gelockt, so ergab sich gewiß diese Wendung unschwer aus dem historischen Hintergrunde des Idylls. Ob aber Goethe nicht auch hier das wahrscheinliche Schicksal Türckheims, vor dem ihn nur die Flucht bewahrte, für seine Dichtung verwertet hat, geben wir der Erwägung der Leser anheim. — So fügen sich auch diese kleinen Züge, die um so bedeutsamer sind, als sie in der Geschichte von den flüchtigen Salzburgern sich nicht finden und als sie Goethes Phantasie durchaus nicht leicht sich darbieten konnten, vortrefflich in unsere vorgetragene Ansicht von der Urbildlichkeit Lilis für Dorothea.*

* Als ein nicht unwichtiges, negatives Moment möchten wir noch den Umstand betrachten, daß Goethe Dorothea nirgends als Bäuerin charakterisiert. Es wäre ihm an mehreren Stellen, z. B. wo sie das Ochsengespann lenkt, oder wo sie mit Hermann Feld und Garten durchwandert, ein leichtes gewesen, durch irgend welche Handgriffe, Äußerungen u. s. w. die bäuerliche Natur Dorotheens zu kennzeichnen, wie er es mit feinstem Geschick bei der Mutter Hermanns getan hat, die, obwohl sie aufgeregt den Sohn sucht, doch im Vorübergehen nicht unterlassen kann, die Stützen der Obstbäume zurechtzustellen und die Raupen vom Kohl zu entfernen. Aber

Haben wir aber erst einmal Lili für Dorothea, Herrn und Frau Rat für Wirt und Wirtin gewonnen, so drängt sich uns von selber als Modell für Hermann — der Dichter in eigener Person auf. Es müßte auch wunderbar zugehen, wenn in einer größeren Goethischen Dichtung er selbst nicht vertreten sein sollte. Man kann sagen, jede dichterische Schöpfung packte den Meister erst dann mit tiefer innerlicher Gewalt, wenn er sich selbst in ihr wiederfand. Und mit welcher Liebe hat er an Hermann und Dorothea gehangen! — Freilich wird der Vergleich zwischen Hermann und Goethe zunächst gar manchen stutzig machen. Der bäuerische, schüchterne Wirtssohn, dem Schreiben und Lesen herzlich sauer geworden, der der Mädchen Gesellschaft vermeidet und nur im Stall und auf dem Acker sich wohl fühlt, der scheint eher ein Gegen- als ein Abbild des Dichters zu sein.

Wenn wir trotzdem an unserer Vermutung festhalten, so geschieht es, weil Goethe in Leben und

das Urbild Dorotheens verwirrte dem Dichter das Konzept. Über die Jugendgeliebte vergaß er die Figur der Dichtung. Daß Goethe selbst mit Bewußtsein in solchen Fällen gegen seine künstlerischen Pflichten verstieß, dafür ist höchst lehrreich sein Brief an Frau von Stein vom 23. April 1781: „Als Berufung an Dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe. Ob's als Szene (im Tasso) und an dem Ort gut ist, weiß ich nicht." Im übrigen denke man auch an Euphorion-Byron.

Dichtung sich gern maskierte[80] und sich freute, wenn er nicht erkannt wurde. Nun lag es hier schon im Plane der Dichtung, daß er sein Abbild mit einer Reihe von Eigenschaften „tingieren" mußte, die ihm selbst fremd waren. Sodann ist aber zu erinnern, daß in Hermann viel mehr steckt, als man nach der anfänglichen Charakteristik des Dichters zu erwarten geneigt ist. Hermann zeigt sich im ganzen Verlaufe der Handlung so fest, so leidenschaftlich, so hochherzig, so tief- und zartfühlend und so beredt, daß er über seine ursprüngliche Anlage weit hinausgewachsen erscheint und als würdiger Bruder des Dichters gelten darf. Zwar motiviert Goethe diese rasche Entwicklung Hermanns mit dem Worte: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling", aber es bleibt dem gegenüber doch der Satz bestehen, daß, was nicht potentiell in jemandes Natur liegt, niemals aktuell zutage tritt.[81] Außer dieser allgemeinen Ähnlichkeit gewahren wir aber in dem Porträt Hermanns noch einige kleinere Striche, die uns ebenfalls lebhaft die Person des Dichters vergegenwärtigen. Wenn Hermann zur Mutter spricht:

„Aber seh ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,
Denk ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond

schon

Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt" —

vor wessen Auge stiege da nicht der junge Goethe auf, wie er in seinem Frankfurter Dachstübchen nach Mond und Sonne am späten Abend und frühen Morgen träumerisch ausblickt! Ja, es will uns bedünken, als ob der Dichter mit den Worten „denk ich die Zeiten zurück" geradezu aus der Rolle gefallen wäre. Sie deuten auf eine ziemlich lange und in ihrem Beginn entfernte Vergangenheit, die wir bei Hermann, dem „Jüngling", wenn wir auch nicht streng nach den Angaben des Dichters (II, 110 ff. und I, 121) sein Alter auf neunzehn Jahre berechnen wollen, als kaum schon durchlebt uns denken können, während sie uns in Goethes Munde sehr verständlich klingen. Ferner erinnert der Spott der Mädchen über Hermanns unmodische Kleidung (II, 208) an den gleichen Spott, der den Studiosus Goethe traf, als er das elegante Leipzig betrat, und die höhnischen Scherze seiner Schulkameraden über den Vater (IV, 165) an die Stichelreden, die der Knabe Wolfgang von seinen Genossen über die Abkunft seines Vaters zu hören bekam (D. u. W. I, 64).* Auch das Verhältnis zwischen Sohn

* Vielleicht darf auch auf den Trotz gegen den Schmerz,

und Vater und mehr noch zwischen Sohn und Mutter ist, wie auch schon anderweitig bemerkt, nahezu dasselbe, wie es zwischen dem Dichter und seinen Eltern bestanden hatte. Endlich möchten wir noch auf eine Tatsache die Aufmerksamkeit lenken. Karoline von Wolzogen erzählt uns, daß Goethe einst in Schillers Hause den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Tränen vorgelesen und dabei geäußert habe: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." Diese tiefe innere Ergriffenheit[82] Goethes wird erst dann ganz begreiflich, wenn man voraussetzt, daß ihm bei der Rezitation die Figuren der Dichtung als solche entschwanden und er statt ihrer ihre Urbilder, die Mutter und sich selbst, vor sich sah, mit ihnen sprach, fühlte und litt; und daß das Gedächtnis an die wunderbar schöne, reichbewegte Frankfurter Jugendzeit, an den schon im Grabe ruhenden Vater und an die reizende, heißgeliebte Lili in ihm aufstieg. Denn alle diese Bilder mußte das Gespräch zwischen Mutter und Sohn, sofern es mehr denn eine bloße poetische Fiktion war, in ihm aufwecken und ihn dadurch zu Tränen rühren.

---

auf die frühe verstorbene Schwester Hermanns und auf das Wort des Pfarrers: „Was er begehrte, das war ihm gemäß" (V, 65) als hierher gehörig verwiesen werden.

Hält man diese unsere Ausführungen für begründet und teilt man unsere Überzeugung, daß Hermann und Dorothea die poetischen Abbilder von Goethe und Lili sind, so wird man uns auch einräumen, daß sich der Dichter, als ihm sein Verhältnis zu Lili wieder lebendig wurde, in jene herrlichen Tage und Wochen zurückversetzt fühlen mußte, die er im Jahre 1775 an der Seite der Geliebten — besonders in Offenbach — verlebte.[83] Das Brautpaar war dort umgeben von einem Kreise trefflicher, heiterer Menschen, die den Liebenden gern jegliche Unterstützung zur Steigerung oder Verlängerung glücklicher Momente gewährten. Zu dem Kreise gehörten Pfarrer Ewald, den Goethe als diesem unentbehrlich bezeichnet, Fabrikant und Komponist André und die Verwandten Lilis, Onkel Bernard und d'Orville. Es ist schwer, sich des Gedankens zu entschlagen, daß Goethe für die Nebenfiguren seines Epos nicht auf das eine oder andere Glied jenes Kreises zurückgegriffen haben sollte. Insbesondere würden wir für den Pfarrer kaum ein ähnlicheres Modell als Pfarrer Ewald entdecken können. Für den Apotheker wollen wir keine Vermutung wagen; es mag das denen überlassen bleiben, die mit dem Charakter der anderen drei Männer vertrauter sind, als wir es von uns behaupten können. —

Überblicken wir jetzt noch einmal von unserm Standpunkt aus die Dichtung, so bemerken wir, daß sie eine neue weitere Bedeutung gewonnen hat. Während sie bisher scheinbar eine in sich ganz abgeschlossene und mit ihrem Schöpfer durch keine inneren Beziehungen verknüpfte Existenz geführt hatte, erweist sie sich nunmehr als eine poetische Sühne gegen die einst Geliebte und als eine ihn befreiende poetische Beichte. Eine solche Sühne und Beichte hatte Goethe unmittelbar, nachdem er Lili verlassen, im „Falken" 1776 versucht. Sie war ihm nicht gelungen, vermutlich weil die Liebe zu Frau von Stein störend dazwischen trat. Nun war Lilis Bild im Jahre 1794 von neuem nach langem Zwischenraum vor ihm aufgetaucht, sie war als Unglückliche und Heimatlose seinem geistigen Auge erschienen, und grade dieser Umstand mußte ihm ein verstärkter Impuls sein, ihr in der Dichtung diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er ihr im Leben hatte versagen müssen. Hatte er sonst durch eine tragische Lösung (Weislingen, Clavigo, Werther, Gretchen, spätere Stella u. s. w.) seine Versöhnung mit der Wirklichkeit gefunden, so fand er sie diesmal durch eine freundliche.*

* Es ist charakteristisch, daß Goethe auch bei der ersten Stella, die gleichfalls in inniger Beziehung zu Lili steht, einer tragischen Lösung auszuweichen suchte.

Hermann und Dorothea tritt somit in keiner Weise aus dem Rahmen der übrigen Dichtungen heraus. Die Figuren des Idylls sind keine schattenhaften Gestalten der Lektüre, die erst der Dichter mit Fleisch und Blut versehen mußte — sie ständen nicht so sicher und kernhaft vor uns —, sondern sie sind wie alle Kinder seines Genius von ihm aus der Fülle des eigenen Lebens und Herzens empfangen und geschaffen. Es wäre auch zu merkwürdig, wenn der Mann, der immer nur das, was er selbst durchlebt, im Spiegel der Dichtung zeigen konnte, dem jede Dichtung eine Konfession sein sollte, in diesem einen Falle sich von seiner Natur hätte entfernen können und wollen. Die Salzburger Emigrantenhistorie bot ihm nichts als den epischen Faden, an dem er seine poetischen Motive aufreihen konnte,[84] nachdem sie der dramatischen Fassung widerstrebt hatten. Sie bedeuten für Hermann und Dorothea nicht mehr als die Boccaccioſche Novelle für den „Falken" bedeutet hätte, und als sonst die Quellen für Goethische Gebilde auf sich haben.*

* Goethe hat allen Hinweisungen auf seine angebliche Quelle für Hermann und Dorothea hartnäckiges Stillschweigen entgegengesetzt, auch sich zu seinen Vertrauten: Riemer, Eckermann, Soret, obwohl längst öffentlich (Morgenblatt 1809 und „Kunst und Altertum" 1824) darauf verwiesen war, nie sich

Die Loslösung des Gedichts von der treuherzigen, naiven Auswandereranekdote und seine Verknüpfung mit einer der holdesten Frauengestalten aus Goethes Leben und mit des Dichters eigenstem Fühlen und Sein kann es uns nur lieber und werter machen. Durch die objektive Schönheit des Werks schimmert eine neue subjektive hindurch und verleiht dem köstlichen Idyll einen doppelten Glanz. Mag es in diesem Doppelglanze weiter seine ruhmvolle Bahn durchschreiten und den Preis des unsterblichen Dichters den Jahrhunderten verkünden.

---

mit einem Worte darüber geäußert. Er konnte, wie die Sache lag, den Behauptungen der Gelehrten weder zustimmen noch widersprechen. In letzterem Falle hätte er den tatsächlichen Zusammenhang darlegen müssen, was seiner Natur an sich zuwider war, hier aber, wo es sich um Lili handelte, ganz besonders antipathisch sein mußte. Bestimmte ihn doch die Rücksicht auf Lili, wie wir durch S. Boisserée und Soret wissen, den letzten Band seiner Lebensbeschreibung immer weiter hinauszuschieben. „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht errötet, zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung?" — (Goethe am 5. März 1830. Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe III [4], 206.)

Lili und Dorothea

Als ich vor einigen Jahren in diesen Blättern (Preuß. Jahrb. 60, 335 ff.) den Gedanken ausführte, daß das Schicksal der 1794 vor den Franzosen in bäuerlicher Verkleidung fliehenden Lili Goethe zur Schöpfung von Hermann und Dorothea angeregt habe und daß Dorothea im wesentlichen nichts anderes als die in Bauernkleider gesteckte Lili* sei, fanden meine Ausführungen ebenso freudige Zustimmung wie lebhaften Widerspruch. Die Gegner hakten ihren Widerspruch vornehmlich an drei Punkten ein. Zum ersten verlangten sie noch einen strikteren Nachweis, daß Goethe zu der Zeit, in die wir die Keime von Hermann und Dorothea verlegen müssen (etwa Ende 1794 bis Mitte 1796), von der Flucht Lilis Kenntnis gehabt, zum zweiten wollten sie — trotz aller Plaidoyers von dem Banne des vielverbreiteten Zerrbildes von der „kleinen

* Goethe sagt über die Figuren in Jery und Bätely: „Edle Gestalten sind in die Bauernkleider gesteckt." Brief an Phil. Christ. Kayser vom 20. Januar 1780.

Kokette" noch nicht erlöst — nicht einräumen, daß Lili das Vorbild zu Dorothea habe abgeben können, und zum dritten behaupteten sie, daß Goethe in den Jahren 1795/96 von Lili innerlich viel zu weit entfernt gewesen sei, um ihr Schicksal zum Motiv und sie selbst zur Heldin einer großen Dichtung zu machen. Diesen Einwänden gegenüber liefert mir das neueste Goethe-Jahrbuch mehrere kleine, aber wirksame Waffen, auf die hinzuweisen mir hier gestattet sein möge. Ich will einiges Weitere anreihen, das mir bei der Charakteristik Lilis (Westermanns Monatshefte 62, 593 ff.) und bei dem Entwurf der „Urbilder zu Hermann und Dorothea" (Preuß. Jahrb. a. a. O.) im Augenblicke nicht gegenwärtig war.

Zum ersten. Hat Goethe in den Jahren 1795/96 von der im Juli 1794 ausgeführten Flucht Lilis bereits Kunde gehabt? Ich vermochte seinerzeit dafür nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis anzutreten. Lili hatte in ihrem deutschen Zufluchtsort, in Erlangen, intimeren Verkehr mit der Gräfin Henriette von Egloffstein gepflegt, dieser von ihren einstigen innigen Beziehungen zu Goethe erzählt und sie gleichzeitig gebeten, bei schicklicher Gelegenheit dem Dichter von der Fortdauer ihrer tiefen Verehrung für ihn Kenntnis zu geben. Nun hatten wir einen von Goethe im Jahre 1801 an Lili gerichteten Brief,

in dem er hervorhebt, daß ihm Frau von Egloffstein schon „vor einigen Jahren" von Lilis Schicksal und ihren ihm bewahrten Sympathien Mitteilung gemacht habe. Was war natürlicher, als anzunehmen, daß die Gräfin, die in engster Verbindung mit Weimar stand und 1795 selber nach Weimar übersiedelte, die empfangenen und so interessanten Neuigkeiten nicht mehrere Jahre lang in ihrem Busen verschlossen, sondern sobald als möglich dem Dichter übermittelt habe? Zudem machte ich geltend — und Suphan tut es heute (Goethe-Jahrb. S. 38) mit noch viel größerem Nachdruck, indem er das Gegenteil als „nicht denkbar" bezeichnet —, daß Goethe auch von andern Stellen, z. B. von Frankfurt aus durch seine Mutter, Nachrichten über Lilis Flucht, die über Frankfurt ging, werde erhalten haben. Aber alle Wahrscheinlichkeitsgründe — und wenn sie noch so sinnfällig sind — wiegen nicht die Beweiskraft einer einzigen Tatsache auf. Diese Tatsache bietet uns jetzt das Goethe-Jahrbuch in einem Briefe der Züricher Freundin Goethes, Bäbe Schultheß. Sie schreibt ihm unter dem 27. Oktober 1795 von einer Zusammenkunft mit der aus dem Exil zurückkehrenden Frau, und zwar in einer Weise, daß sie die Veranlassung zu Lilis Erlanger Aufenthalt als Goethe bekannt voraussetzt.

Mit diesem Briefe ist jeder Zweifel behoben,

daß Goethe im Jahre 1795 von der Flucht Lilis vor den „überrheinischen Nachbarn“ wohl unterrichtet gewesen ist.

Zum zweiten. Konnte der Dichter seine Dorothea nach Lilis Bilde schaffen? Meine Hoffnung, nach der Fülle von Belegen, die ich und andere zusammengetragen haben, um Lilis edles Bild von entstellenden Übermalungen zu reinigen, durch einige neue Zeugnisse die in der Phantasie der Gegner festhaftenden Übermalungen endgültig zu zerstören, ist allerdings nur gering, aber nicht ganz geschwunden. Ich möchte dabei die Bemerkung einschieben, daß es für den künstlerischen Zusammenhang zwischen Lili und Dorothea weniger darauf ankommt, wie dem Dichter die Jugendbraut, sondern die durch mannigfache Prüfungen gereifte Frau erschien und erscheinen mußte. Er sah sie damals nicht mit eigenen Augen, sondern mit den Augen seines Freundeskreises. Aus ihrem Spiegel empfing er das Bild der Elise von Türckheim zurück. Und welche Grundlinien zeigte dies Bild? Henriette von Egloffstein nennt sie „die Treffliche“, „eine der edelsten Frauen“, sie rühmt „die erhabene Würde ihres Wesens“ und bekennt, sie habe sie unwillkürlich an „Iphigenie, jenes Ideal edelster Weiblichkeit“ erinnert. Ich habe in den „Urbildern“ Bedenken getragen, diese letzte Äußerung zur Charakteristik Lilis zu verwerten. Sie

schien mir ein Ausfluß der etwas überschwenglich angelegten Frau zu sein. Nun aber lesen wir von der Hand der ernsten, maßvollen Schweizerin in dem oben berührten Briefe: „Es war mir so wohl neben ihr, als wenn ich in Deiner Iphigenie lese.“ Und an einer anderen Stelle bemerkt sie dem Weimarischen Freunde: „Sie ist durch Leiden und Schicksale körperlich sehr mitgenommen — aber desto erhöhter ihr Mut — desto fester die Kraft ihrer Seele.“ Wie bezeichnend sind diese Charakterzüge für Dorothea! — Den Bekundungen der Frauen mag ein Urteil Gottfried Schweighäusers angefügt sein, das fast derselben Zeit entstammt. Eine langatmige, gereimte Charakteristik „das weibliche Leben“, Elise von Türckheim und Maria von Montbrison gewidmet*, eröffnet er mit den Versen:

„Laßt, Beste! euch das Ideal
Von einem edeln Weibe schildern,
Zu dessen still erhabnen Bildern
Ich euch die schönsten Züge stahl.“

Und er schließt:

„So ging an ihres Gatten Hand
Sie auch des Schicksals Donnerschlägen
Mit stillem Heldenmut entgegen.“

* Taschenkalender für Damen auf das Jahr 1799. Herausgegeben von Huber, Lafontaine u. a. S. 65–77. — Eine Abschrift des Gedichtes verdanke ich der Güte Karl Redlichs in Hamburg.

So tönt der Chor in gleichen Stimmen. Daß er aber bei Goethe das entsprechende Echo weckte, auch das bestätigt das diesmalige Goethe-Jahrbuch. Es teilt einen bisher unbekannten Brief des Dichters an Lili vom 14. Dezember 1807 mit, in dem es heißt: „Leben Sie wohl nach so vielen äußeren Leiden und Prüfungen, ... bei denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken.“ Suphan erinnert in seinem schönen Kommentare hierzu, daß Goethe antike Seelengröße bezeichnen wolle, wenn er das von Winckelmann geprägte und von neuem geschaffene Wort „Großheit“ anwende.

Durch diese Zeugnisse wird nicht bloß die sittliche Ebenbürtigkeit Lilis mit Dorothea von neuem erhärtet, sondern es entsteht die weitergehende Frage, ob es nicht mehr als ein Zufall ist, daß Lilis Erscheinung sowohl der Gräfin Egloffstein als Bäbe Schultheß die Erinnerung an Iphigenie wachrief. Ludwig Spach, der treffliche elsässische Gelehrte, der vielleicht selbst noch Lili gekannt hat, sprach schon vor vielen Jahren die Vermutung aus, daß Züge von Lili in der Iphigenie steckten (Oeuvres choisies V, 458), und Suphan scheint mir stark zur gleichen Ansicht zu neigen (Goethe-Jahrb. 13, 38 oben). Iphigenie wäre dann eine Mischung von Frau von Stein und Lili, wie es nach des Dichters eigenem

Geständnis die Giovanna im „Falken" sein sollte (Brief an Frau von Stein vom 8. August 1776). Und wahrlich, Giovanna wäre, soweit wir die Fabel des „Falken" zu erkennen vermögen, weder Iphigenien noch Dorotheen sehr unähnlich geworden.

Nun zum dritten. Lili soll für Goethe in den Jahren, wo er Hermann und Dorothea konzipierte, ein so verblaßter Schatten gewesen sein, daß weder ihre Schicksale noch ihre Person ihn dichterisch anzuregen vermocht hätten. Vom Standpunkt der Gegner der hinfälligste Einwand. Denn wenn die Phantasie des Dichters durch die angeblich einzige und alleinige Quelle, die trockene Salzburger Emigrantengeschichte,* zu einer so lebenswarmen Dichtung

* Riemer, der dreißig Jahr mit Goethe zusammengelebt hat, will von dieser Quelle überhaupt nichts wissen. Er schreibt (Mitteilungen II, 589): „Da die Motive im Menschen stecken und nicht in der Geschichte, obschon sie darin zum Vorschein kommen, so kann ein Dichter wohl ein Motiv brauchen, das auch wohl sonst in Geschichte oder Fabel vorkommt, ohne daß er es grade daher genommen habe." Es ist, als ob Riemer von dem wahren Sachverhalt etwas gewußt und deshalb in seinem Ärger die Salzburger Emigrantenhistorie als Quelle ganz verworfen hat. Ich glaubte in den „Urbildern" das Verhältnis zwischen Gelesenem und Erlebtem so ausdrücken zu können: „Die Salzburger Emigrantenhistorie bot dem Dichter nichts als den epischen Faden, an dem er seine poetischen Motive aufreihen konnte, nachdem sie der dramatischen Fassung widerstrebt hatten." (Nach einer Notiz K. A. Böttigers, den Goethe

wie Hermann und Dorothea und der so lebensvollen Figur ihrer Heldin befruchtet werden konnte, wie viel mehr mußte diese Kraft den Schicksalen Lilis beiwohnen! So fern sie auch nach der Meinung der Gegner seinem Herzen damals stehen mochte, sie blieb als die Braut der Jugend, denke ich, immerhin eine Persönlichkeit, deren Lebenswendungen ihn tiefer packen konnten als die des Salzburgischen Mädchens. Aber der Einwand geht von vornherein von falschen Voraussetzungen aus. Lili konnte für Goethes Lebensgang eine Reliquie der Vergangenheit sein, und doch für seine Dichtung ein fortwirkendes Agens bleiben. Das Schillersche Wort: „Was im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen" hat für Goethes größere Dichtungen eine hohe Wahrheit. Jedem Goethekenner werden die Beispiele an der Hand sein. Ich will bei Lili stehen bleiben. Derselbe Goethe, der am 9. Juli 1776 der Frau von Stein drastisch schildert, wie kalt ihn die Verlobung Lilis mit einem Fremden gelassen habe, schreibt ihr vier Wochen später, daß die Giovanna viel von Lili haben und daß es ihm vielleicht einige Augenblicke wohl machen werde, „seine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren".

an den einzelnen Stadien, die Hermann und Dorothea durchlief, Anteil nehmen ließ, hätte Goethe das „Sujet" zuerst als Drama versucht.)

Es ist aber nicht einmal tatsächlich richtig, daß Lili in den neunziger Jahren für Goethe eine abgetane Persönlichkeit war. Wohl ist es wahr, daß der Vulkan, den die Leidenschaft zu Charlotte von Stein in ihm aufregte, alle früheren Leidenschaften mit einer dicken Schicht von Asche und Lava überdeckte, unter der die meisten erstickten. Aber ebenso wahr ist, daß manche als schwache Funken fortglimmten und sich, sobald der Vulkan erloschen war und die Decke verwitterte und verwehte, bei günstigem Winde wieder zu hellerem Feuer entfachten. Das Verhältnis zu Frau von Stein brach 1789 jäh ab, das zu Christiane Vulpius wuchs sehr langsam aus physischen Wurzeln zu geistiger Höhe empor: daß in diesen Jahren in dem Augenblick, wo Lili als Unglückliche und Heimatlose dem Dichter räumlich und seelisch wieder nahe trat, die Schläge seines Herzens für die „früh Geliebte" lebhafter wurden, kann man als eine psychologische Notwendigkeit ansprechen. Ja seine Gefühle mußten eine um so erhöhtere Wärme annehmen, als Lili ihn durch nahestehende Personen von der Fortdauer ihrer verehrungsvollen Zuneigung unterrichten ließ. Zur Gräfin Egloffstein äußerte sie, daß sie den Dichter als den Schöpfer ihrer moralischen Existenz betrachte, daß sie ihm ihre geistige Ausbildung verdanke und daß sie bis zum letzten Hauch ihres Lebens in

religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen werde. Und wenn man diesem Bericht wegen der Schreiberin und seiner späten Niederschrift* mißtrauen mochte, so hat man dazu keine Veranlassung gegenüber den Worten, die wir jetzt durch Bäbe Schultheß erfahren. Sie teilt sie so mit, als wenn sie von ihr unmittelbar nach der Unterredung niedergeschrieben wären. Die Züricher Freundin schreibt: „Sie sagte: ich laß ihn grüßen, und freue mich beim Andenken an ihn, das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen!"

Diese rührende Anhänglichkeit, diese wahrhafte Großherzigkeit, dieses feinste Verständnis, mit dem sie über ihn urteilte, mußten das Gemüt des Dichters aufs tiefste bewegen und ihn doppelt drängen und treiben, die „unschuldige Schuld", mit der er sich durch seine Trennung von Lili beladen hatte, wenigstens dichterisch zu sühnen und damit sich selber von ihrer Last innerlich zu befreien.

Wenn in dem ersten Briefe (vom 30. März 1801), den Goethe nach der indirekten Wieder-

* Er stammt aus dem Jahre 1830. Der erste Bericht, durch Goethes Brief an Lili vom 30. März 1801 hinlänglich bezeugt, muß ein mündlicher gewesen oder verloren gegangen sein.

annäherung an die holde Jugendgeliebte richtete, seine Gefühle nur gedämpft erklingen, so findet das seine genügende Erklärung in dem voraufgegangenen Schreiben Lilis, das ebenfalls in gehaltenem Tone sich bewegte. Der Dichter hatte kein Recht, die Grenzen, die Frau von Türckheim für ihren Verkehr vorzeichnete, zu überspringen. Als aber in einem zweiten Briefe (27. September 1807) die edle Frau aus ihrer Zurückhaltung weiter herausgeht und mit den warmen Worten schließt: „Lassen Sie des Gedankens mich froh werden, daß Ihr belehrender Umgang ebenso glücklich auf meine Kinder wirken wird als die in meinem Herzen so unauslöschbar tief eingegrabene Erinnerung an Ihre Freundschaft"; da gönnt auch der Dichter den Wallungen seines Herzens freieren Ausdruck und in fühlbarer Ergriffenheit schreibt er: „— — — Zum Schlusse erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle." Darauf folgen die schon oben berührten Worte von der Standhaftigkeit und ausdauernden Großheit Lilis. Unterzeichnet ist der Brief: „Ihr ewig verbundener Goethe" und gesiegelt mit einem Amor, der mit Löwenhaut und Keule bewehrt ist! — Auch

späterhin wurde Goethe immer besonders warm, wenn er von Lili sprach oder mit ihr sich beschäftigte. Die Schilderung seiner Liebe zu ihr in Dichtung und Wahrheit verjüngte nach Riemer (Mitteilungen über Goethe II, 726) den zweiundachtzigjährigen Greis, und die „Tiefe und Zartheit seines Gefühls für sie" hatte, wie er sowohl zu Soret als zu Varnhagen äußerte, bestimmenden Einfluß auf den Stil jenes Abschnittes; und doch erklärt Riemer (II, 598), daß die Schilderung an die jugendliche Fülle und Glut, womit er ihm das Verhältnis in weit früherer Zeit dargestellt, nicht heranreiche. Im Jahre 1830 forderte Goethe die Gräfin Egloffstein (damalige Frau von Beaulieu-Marconnay) auf, schriftlich niederzulegen, was sie 1794 von Lili gehört, und als er den Bericht empfangen, schreibt er an sie zurück: „Ihr teures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßt' ich nicht zu sagen." . . . .

All das Aufgeführte, hoffe ich, wird die Überzeugung verstärken, daß Lilis Person und Schicksale von Hermann und Dorothea nicht zu trennen sind. Es wird dann auch leichter verständlich werden, warum gerade Hermann und Dorothea für Goethe etwas so Unverwelkliches hatte und warum er 1825 bekannte, es sei fast das einzige seiner größeren Gedichte, das ihm noch Freude mache und das er

nie ohne innigen Anteil lesen könne (Eckermann, Gespr. I, 135). Eine mehr als auffallende Äußerung, wenn das Idyll rein aus der Retorte der Salzburger Emigrantengeschichte aufgestiegen wäre.

Denjenigen aber, die fortgesetzt den Zusammenhang zwischen der Dichtung und Lili leugnen, fällt es zu, begreiflich zu machen, wie Goethe, während er eine vor den Franzosen auf das rechte Rheinufer fliehende deutsche Frau zur Heldin eines Epos machte, von seiner schaffenden Phantasie das Bild und die Erlebnisse der flüchtigen Lili hätte fern halten und doch wiederum selbst in kleinen Einzelheiten, wie der doppelten Verlobung und dem Renkontre mit den feindlichen Soldaten, zufällig ganz nahe an das hätte rücken können, was ihm die Wirklichkeit in Lilis Lebenswege darbot.

Anmerkungen

[1] Der Ort heißt eigentlich „Seſſenheim", nicht „Seſenheim". Auch Goethe hat „Seſſenheim" geſchrieben. Brief an Salzmann. Hirzel-Bernays, Der junge Goethe I, 385. Die Form „Seſenheim" iſt wahrſcheinlich nur auf einen Irrtum von Goethes Sekretär, der die Eigentümlichkeit der Frankfurter Ausſprache nicht kannte, zurückzuführen. Trotzdem iſt die ſcheinbar durch Goethe geheiligte Schreibweiſe auch von der deutſchen Reichsverwaltung als offizielle angenommen worden. So vermag ein großer Dichter auch in ſolchen Äußerlichkeiten einen zwingenden Einfluß auszuüben. Vergl. Lucius, Friederike Brion, 2. Aufl. S. 110. †

[2] Kruſe, H., Wallfahrt nach Seſenheim, Deutſche Rundſchau, XVII, 220 ff., niedergeſchrieben im Sept. 1835, im Auszug veröffentlicht von F. Laun, Morgenblatt 1840 Nr. 212 ff.

Stöber, A., Der Dichter Lenz und Friederike von Seſenheim. Baſel, 1842; ferner: Der Aktuar Salzmann und ſeine Freunde. Frankfurt a/M. 1855.

Düntzer, H., Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, Stuttgart 1852.

Loeper, G. v., in den Anmerkungen zum 11. und 12. Buche von Dichtung und Wahrheit, Hempelſche Ausgabe.

Baier, A., Das Heidenröslein oder Goethes Seſſenheimer Lieder in ihrer Veranlaſſung und Stimmung. Heidelberg 1877.

Lucius, Friederike Brion. 2. Aufl. Straßburg, 1878. †

[3] Goethes Zeichnung. Bild des Hauſes. (In Schriften der Goethe-Geſellſchaft, 12. Band 1897. Nr. 1. Abbildung von Friederikes Geburtshaus in Niederrödern u. ſ. w. bei Lucius; vergl. Erich Schmidt, Charakteriſtiken, 1886, S. 284.)

[4] Die Altersangaben nach Lucius S. 34 und 35. Das Alter der Töchter ist von Lucius mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nach den Konfirmationsjahren bestimmt, da ihre Geburtsjahre nicht bekannt sind. Die bisherigen Angaben, Friederike wäre beim Zusammentreffen mit Goethe 15—16 Jahre alt gewesen, fußten auf der ganz wertlosen Notiz des Meissenheimer Beerdigungsregisters, das ihr Alter 1813 auf „ohngefähr (!) 58 Jahre" angibt. Danach müßte Friederike bei ihrer Konfirmation Ostern 1766 elf Jahre alt gewesen sein! †

[5] (Vergl. W. A. IV, Bd. 1 S. 249, 277, 281.)

[6] Hirzel-Bernays, Der junge Goethe I, 243 ff. †

[7] Der Brief ist uns nur im Konzept erhalten. In diesem ist der Eingang von „Liebe neue Freundin" bis „günstig sein" eingeklammert, so daß man annehmen darf, die abgesandte Reinschrift habe mit „Liebe, liebe Freundin" angefangen.

[8] Lucius hält die Geschichte mit dem Kindtaufkuchen für nicht begründet. A. a. O. S. 50, 51. †

[9] (Die Verse beziehen sich nicht auf die Tafel, sondern auf den Baum, in dessen Rinde Goethes Name bei dem Friederikes stand. Vergl. Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie 1880 S. 40. Dann muß es wohl auch heißen: So nehmt den obern in acht. Vergl. auch E. Schröder a. a. O. S. 71—72.)

[10] (Der von Eckermann gesehene Brief Goethes hat sich im Nachlaß nicht erhalten. Er muß zwischen 1829 und 1885 aus dem Goethehause irgendwie verschwunden sein. Gütige Mitteilung von Herrn Archivar Dr. Wahle im Auftrag der Direktion des Goethe-Schiller-Archivs vom 4. November 1905.)

[11] Vergl. dessen Anm. 400 zum 11. Buch. †

[12] Das Gedicht „Willkommen und Abschied", dessen erste drei Strophen ich oben in der ursprünglichen Fassung, wie alle übrigen Sesenheimer Lieder, nach Hirzel-Bernays zitiert habe, kann sowohl nach Goethes Andeutung in D. W. 11, S. 8 (Hempelsche A.) als nach der leidenschaftlichen Liebe, die es atmet, nur in die Osterferien verlegt werden. Vergl. auch Baier II, S. 48. †

[13] Goethe schildert im Anfang des 11. Buches von D. W. drei Besuche in Sesenheim. Der erste beginnt: „Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte"; der zweite: „Sie lud mich ein zu einem Feste ..."; der dritte mit den Worten: „Wir hatten eine Zeitlang zusammen still und anmutig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den „Landprediger von Wakefield" nach Sesenheim mitzubringen". Auffallend ist der Beginn der Schilderung des dritten Besuches. Man meint, es sei die Fortsetzung einer schon früher begonnenen; d. h. Goethe fahre nur fort, die Erlebnisse des zweiten Besuches zu schildern. Dem ist jedoch keineswegs so. Goethe schließt die Schilderung des zweiten Besuches in aller Form ab mit den Worten: „ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal beim Abschied öffentlich ... einen Kuß gab". Dann heißt es weiter: „In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte u. s. w.". Nun kommen plötzlich nach einer allgemeinen Betrachtung die Worte: „Wir hatten eine Zeitlang u. s. w.". Offenbar hatte Goethe das Diktat unmittelbar vor diesen Worten unterbrochen und bei der Wiederaufnahme geglaubt, er hätte Anlaß und Anfang des dritten Besuches schon erzählt.

Wir haben es also mit drei Besuchen hier zu tun. Alle diese Besuche sind von längerer Dauer gewesen. Beim zweiten und dritten Besuch hebt es Goethe selber hervor. Beim ersten ist es, da nach Goethes Angabe die Ferien dazu benutzt wurden, ebenfalls als sicher anzunehmen. Daß Goethe ihn nur zwei Tage dauern läßt, darf uns ebensowenig irre machen, als daß er den zweiten Besuch nach anderthalb Tagen abschließt, obwohl er am Eingang ausdrücklich erklärt hatte, daß er auf längere Zeit eingeladen gewesen sei und sich mit einem tüchtigen Mantelsack darauf eingerichtet hätte. Die Darstellung vertrug an beiden Stellen, wenn sie wirksam sein sollte, kein Verteilen der charakteristischen Momente auf viele Tage. Drei längere Besuche sind aber im Frühjahr 1771 nicht unterzubringen. Der erste Besuch fiel in die Osterferien,

der dritte in die Pfingstferien, wie aus Goethes Brief I an Salzmann hervorgeht. Dazwischen den zweiten zu setzen, ist bei den wenigen zur Verfügung stehenden Wochen nicht möglich. Goethe könnte dann in Straßburg so gut wie gar nicht gewesen sein. Es bleibt nichts anderes übrig, als den ersten und zweiten, oder zweiten und dritten Besuch zu kombinieren. Ich habe das erstere getan, weil die Liebeserklärung, „das grenzenlos glücklich sein" nicht in den Pfingstbesuch, wie die Briefe an Salzmann und andere Erwägungen lehren, gesetzt werden können. Ferner spricht für diese Kombination, daß das Fest, das Goethes „zweiten" Besuch veranlaßt, nach Lucius wahrscheinlich das Osterfest gewesen sei. (Lucius S. 55.) Nur der von Goethe erwähnte Traum (vergl. oben S. 40) ist psychologisch in den Pfingstaufenthalt zu setzen, da es undenkbar ist, daß Goethe schon Ostern seine Liebe zu Friederike „recht unselig" vorgekommen sei und er sich gewünscht habe, „über alle Berge" zu sein. Goethe bringt nur deswegen den wohl nie gehabten Traum in diesen Besuch hinein, um den Leser einigermaßen auf das Kommende vorzubereiten. Ebenso war Goethe aus künstlerischen Rücksichten genötigt, da er einmal alle seine Besuche in Frühjahr und Sommer verlegte, eine größere Zahl in jene Zeit zusammenzudrängen, als mit der Wirklichkeit vereinbar war. †

[14] Goethe verlegt das Gedicht in den dritten Besuch, — das wäre nach unserer Auffassung in die Pfingstzeit. Die reine, liebewarme Stimmung des Gedichtes läßt aber kaum eine andere Abfassungszeit als die zwischen Ostern und Pfingsten zu. Ebenso Baier, Heideröslein I, S. 30 und II, S. 55. †

[15] Die Briefe tragen kein Datum. Die übliche Reihenfolge, die auch Bernays, Der junge Goethe I, 249 ff., bewahrt hat, ist diejenige, die ihnen der erste Herausgeber M. Engelhardt im Morgenblatt 1838 Nr. 26 und 27 gegeben hat: nämlich zuerst 3 und 4, dann 1, 2, 5. Ich kann diese Reihenfolge aus inneren und äußeren Gründen nicht billigen, ebensowenig eine Zweiteilung der vier ersten Briefe, wie sie von Loeper,

D. W. 11, Anm. 390, vorgeschlagen hat. Ich billige vielmehr die Anordnung Baiers (a. a. O. II, 56 ff.), der die Gründe, die mich bestimmen, ziemlich vollständig aufgeführt hat. †

[16] Vergl. Werther (Der junge Goethe III, 255): „mit ihr herumzufliegen wie Wetter".

[17] Animula vagula, vergl. Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit S. 30; Minor, Hamann S. 24; Wieland, Der neue Amadis 15, 319.

[18] Vergl. Briefe W. A. IV, Band 1, S. 127[6] „eine Wetterfahne, die sich dreht, immer dreht". Lenz in den Anmerkungen übers Theater (Schriften von Ludwig Tieck, 1828, II, 206: „denn was für ein Wetterhahn ist unsere Seele".)

[19] Vergl. Briefe W. A. IV, Band 3 S. 104[23]. (An die Karsch: „Dafür habe ich aber nun auch freilich alle Zulagen zu genießen, die das Schicksal an seine Gaben anzuhäckeln pflegt.")

[20] Goethes Tagebuch 7. August 1779: „. . . wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten Leidenschafft gar viel Tage verthan . . ." (W. A. III, Band 1, S. 94[4].)

[21] Während der Reise durch das Unter-Elsaß und Lothringen ist er noch ganz verliebt in Friederike, vergl. D. W. W. A. 27, S. 336[19]. („Da erwachte in mir das Bild des holden Wesens", vergl. S. 340[5].)

[22] Vergl. R. Keil, Ein Goethe-Strauß, 1891, S. 47.

[23] Mädchen von Oberkirch. (Randnotiz. Offenbar meint B., daß Friederike Goethe bei der Gestaltung seiner Marie vorgeschwebt habe. — Vergl. Erich Schmidt, Das Mädchen von Oberkirch in Charakteristiken, Zweite Reihe, 1901; über Roethes Abhandlung s. Schmidt a. a. O. S. 172.)

[24] Goethe an Salzmann bei Hirzel-Bernays I, S. 385. †

[25] Goethe selbst sagte 1817 bei der Veröffentlichung des Märchens in Cottas Taschenbuch für Damen 1817: Man hat das Märchen verlangt, von welchem ich zu Ende des zweiten Bandes meiner Bekenntnisse gesprochen. Leider werde ich es jetzt in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden ꝛc. †

[26] Vergl. Clavigo III. Akt. W. A. Band 11, S. 88[8] („... jener seligen unbefangenen Tage . . ., die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte . . .").

[27] Auch Lucius S. 126 ff. hat das Märchen von der neuen Melusine als symbolische Einkleidung der Motive, die Goethe nach seiner Auffassung zum Bruch mit Friederike bewogen, angesehen. Doch ist zwischen meiner und Lucius' Deutung ein erheblicher Unterschied. Lucius sieht darin die „bildliche Darstellung des sozialen und geistigen Abstandes, der Goethe von dem einfachen Landmädchen trennte". Ich habe über diese Art der Motivierung der Goetheschen Treulosigkeit schon oben S. 52 gesprochen. Das Märchen gibt ihr keine Stütze. Raimund verläßt nicht deshalb Melusine, weil sie nicht so *groß* ist wie er, sondern weil die Verbindung mit ihr ihn zwingt, so *klein* zu werden wie sie. Wäre nicht diese Bedingung ihm auferlegt gewesen, so hätte er mit Freuden — dürfen wir aus dem Märchen schließen — an der Seite der kleinen Melusine fortgelebt. — Goethe wollte nicht durch eine Ehe in seiner Lebensfreiheit sich frühzeitig *binden*. Er hätte auch eine sozial und geistig Ebenbürtige, wenn man einmal eine Ungleichheit behaupten will, in diesen Jahren nicht geheiratet. Vergl. auch H. Kruse, Deutsche Rundschau a. a. O.: „Was mich betrifft, so klage ich Goethe nicht an; aber ich bedauere ihn, daß seine „*Ehescheu*", wie Schiller (wo?) es nennt, ihn verhindert hat, der lieblichen Friederike und später der heißgeliebten edlen Lili die Hand zu reichen". † (Ehescheu, s. S. 207.)

[28] Uber ein angebliches Friederikenbild Goethe-Jahrb. 17 (1896), Jahresber. S. 16. (Eigenhändiges Albumblatt mit Unterschrift: Fried. Brion (1807) s. Autographensammlung A. M. Cohns mit Vorwort von Erich Schmidt. Berlin 1905, I. Teil S. 116.)

Auf einem besonderen Blatt: „Friederike muß für Goethe entweder gleich oder später in der Erinnerung etwas Engelhaftes, Madonnenartiges gehabt haben" u. s. w. Und: „Dreimal setzt er an, um das Sesenheimer Idyll zu erzählen . . ." (verwertet in der Biographie: Kapitel „Friederike" im Anfang und Schluß).

Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder.

Zu vergl.: a) Sauer im Anzeiger für deutsches Altertum (und deutsche Literatur) Band 21 (Berlin 1895, S. 337 f.) über Lenz und Friederike (August Sauer beurteilt dort sieben Schriften, die sich auf die Literatur über Friederike beziehen), b) O. Anwand, Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz. München 1897. —

[29] Vergl. hierzu Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, Band 10; nach G.J. 17, 293. (Stöbers Abschrift der Friederikenlieder. Brief an G. Schwab, 1837.)

[30] Friederike scheint von den Gedichten „Kleine Blumen" (Nr. 7) und „Willkommen und Abschied" (Nr. 10) die Originale gar nicht gehabt, sondern sie aus dem Gedächtnis niedergeschrieben zu haben. Denn wie wäre sonst die Orthographie erklärlich? Oder sollte Sophie sie aus dem Gedächtnis niedergeschrieben haben? (Vergl. darüber Schröder in der im Vorwort des Herausgebers angegebenen Schrift S. 52 ff.)

[31] Nach Froitzheim, Leopold Wagner, Straßburg 1889, S. 55 (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, 10. Heft) wäre der Nachlaß Friederikes im Pfarrhaus zu Meißenheim (bei Lahr) 1859 verbrannt worden.

[32] Hat Kruse auch die „Mitschuldigen" im Besitz Sophiens angetroffen? Wenn nicht, dann beweist es, daß sie mit den Papieren Handel getrieben.

[33] Nachdem die Lieder Nr. 3, 4, 5 im Lenzischen Nachlaß gefunden worden sind, steht die Frage methodisch so, daß nachzuweisen ist, daß diese Lieder nicht von Lenz sein können.

[34] Weinhold, Gedichte von J. M. R. Lenz, 1891, Nr. 46 und 91. (Nr. 46 Vers 18; Nr. 91 Vers 30.)

[35] (O meine) „reizende Bosheit". Dramat. Nachlaß von J. M. R. Lenz, herausgeg. von K. Weinhold, 1889, S. 271.

[36] Ein ähnliches Lied s. Vjschr. II, 17. („Ein Schäferlied" in Netoliczkas Aufsatz „Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert" a. a. O.)

[37] Vergl. Erich Schmidt, Lenz Pandaemonium Germanicum (1775), nach den Handschriften herausgegeben und erläutert, Berlin 1896, S. 44; 7, 22. („wo ich itzt klettern muß". E. S.: Lenzens gewöhnliche Form, die Goethe nur in einem Knittelversreim des „Neuesten von Plundersweilern" . . . bietet; schon deshalb kann ihm das Sesenheimer Lied „Wo bist du itzt" nicht gehören. Vergl. ebenso Schröder a. a. O. S. 67—68 und 81. Vergl. auch O. Anwand a. a. O. S. 98.)

[38] Ferner: Nr. 12 (Weinhold) S. 86: Der Himmel selbst fing an zu weinen. — Vergl. „Tränen des Himmels"; Erich Schmidt a. a. O. S. 59. (In einer ungedruckten Straßburger Rede von Lenz, 1772: Nehmen Sie . . . . eine ausländische Pflanze auf, die von den Tränen des Himmels in kaltem Boden genährt ward . . . .)

[39] Nach (P. Th.) Falcks Briefe an Szamat. wäre das Gedicht von Lenzens eigener Hand geschrieben. Das stimmt aber nicht zu seinen Angaben in der Vorrede zu Friederike Brion. (Über die Unglaubwürdigkeit Falcks s. Weinhold a. a. O. S. 267 „in seiner trügerischen Schrift Friederike Brion" und E. Schröders Verurteilung des „absichtsvollen, wenngleich höchst tölpelhaften Falsarius" a. a. O. S. 104.)

[40] (Siehe darüber E. Schröder a. a. O. S. 93.)

[41] Goethe strebt auch in den freien Strophen möglichst nach Gleichmäßigkeit der Verse.

[42] Drey lange, lange Nächte lang (Adler und Taube). D. j. G. II, S. 17. (Vergl. Schröder a. a. O. S. 94.)

[43] In bangem Schmerze, Claudine von Villa Bella, D. j. G. III, 602; heilige Schmerzen, D. j. G. III, 478 (Satyros).

[44] (Aus zwei Notizblättern): Wenn darauf Gewicht gelegt wird, daß Goethe sagt, er hätte manchen Liedern bekannte Melodien untergelegt, so bemerke ich, daß auch andere Lieder, z. B. „Kleine Blumen", „Willkommen und Abschied", „Jetzt fühlt", „Ein grauer, trüber Morgen", mit komponierten Liedern gleiches Metrum haben. Ferner, daß uns nur ein kleiner Teil erhalten ist. Sophie sagt, eine Menge sei ihr

abhanden gekommen, Goethe redet von einem artigen Bändchen. („Sie hätten ein artiges B. gegeben, W. A. 28, 31.) Ferner aber, daß die Melodien, denen Goethe Texte unterlegte, doch allem Anschein nach Tanzmelodien waren: „Freud und Mut zu neuen Liedern und Tänzen". (Siehe Gedicht „Mayfest", D. j. G. I, 273.)

(Dagegen E. Schröder a. a. O. S. 96: Das Gedicht Goethes ist zweifellos verfaßt auf die Görnersche Melodie zu Hagedorns „Der Morgen" [Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrh. II, 26]: Uns lockt die Morgenröte In Busch und Wald; vergl. S. 79.)

(Auf einem Notizblatt von der Hand Bielschowskys: Ich zweifle nicht, daß der Verf. dieses Hagedornsche Lied Der Morgen gekannt hat. Nach meiner Meinung ist der Verf. Lenz.)

[45] (Schröder verlangt „schlägt" und „tägt" als selbstverständliche graphische Regelung a. a. O. S. 80—81.)

[46] Philomele, W. A. II, 128. In der ursprünglichen Fassung ganz antikisierend. (Erster Druck 1785.) Über Lerche und Nachtigall s. auch Imelmann, Klopstocks Oden, 1891, S. 139 (Natur und Kunst). Zu Nachtigall: D. W. W. A. 28, 15 (. . . das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne . . .)

[47] Wonnevolle Zähre: Der ewige Jude. D. j. G. III, 441; wollustvolle Tränen: Satyros. D. j. G. III, 478. Unter den wonnevollsten Tränen: Werther. D. j. G. III, 258. Vollschwellende Tränen im „Herbstgefühl". In bittersüßer Träne in einer nachträglich, aber doch schon 1775, eingelegten Arie zu Erwin und Elmire (W. A. 38, 465).

[48] Goethe vermeidet selbst in den freien Versen möglichst das enjambement.

[49] Max Koch: Berichte des Freien D. Hochstifts, N. F. 7, 433, 1891, leugnet entschieden die Ähnlichkeit.

[50] Übereinstimmende Wendungen bei Goethe und Lenz: vergl. die Notiz zu Friederike Brion. (Vergl. Anwand a. a. O. S. 103, 109.)

[51] Wie ein Gedicht bei Goethe allmählich wächst, vergl. die Harzreise, Tagebuch, W. A. 1, 55 [24]: Auf dem Ritt gedichtet wie „Holde Lili, warst so lang“ und „Schwager Kronos“ in der Postchaise.

[52] Vielleicht Ende September oder Anfang Oktober (1771). Vergl. Düntzer, Friederike S. 60 A. und W. A. IV, Band 2, S. 6. (Ebenso Schröder a. a. O. S. 95, Oktober 1771.)

Goethes Lili.

[53] Nach Düntzer und Loeper wäre Georg der älteste gewesen.

[54] Geboren 1722, verheiratet 1749, Witwe seit 1763; vergl. Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, 1852, S. 266.

[55] Dichtung und Wahrheit W. A. 29, 23 [7] f.

[56] Vergl. den Vers „dieser Blick voll Treu und Güte . . .“ Zu Goethes weitem Herzen vergl. Scherer, Aufsätze über Goethe, 1886, S. 139. (Scherer spricht über Goethes „Gefährlichkeit“ in damaliger Zeit; „er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschmiegsamen Natur, sich nach vielen Seiten hin mitzuteilen“ u. s. w.) Ebensogut könnte man Stella eine Kokette nennen, vergl. Der junge Goethe III, 649. (Dort sagt Stella zu Fernando: „Gestand ich dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleine (so) Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? und ward ich dir darum nicht lieber?“ Fernando: „Du Engel!“)

[57] Beigelegt einem Briefe an Merck im Februar 1775. (W. A. IV, 2. Band, S. 235.)

[58] Zum „Herzchen“ vergl. Brief an Friederike Brion, 15. Oktober 1770 „und wir andern mit den verwöhnten Herzchen“ . . . Ferner Schiller an Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800; Brief an Frau von Stein 10. Oktober 1780; Riemer I, 184. Scherer, Aufsätze a. a. O. und 156.

(Der Brief Schillers an die Gräfin Schimmelmann — siehe Geiger, Euphorion XII, 272 f. — enthält eine Verteidigung Goethes. Am Schluß: Goethe sei durch eine unglückliche Ehescheu in ein Verhältnis geraten, „das abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist".

In dem Briefe an Frau von Stein (W. A. IV, 4. Band, S. 304) klagt sich Goethe an, daß er gegen sein eigen Fleisch wüte: „Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre ...; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt ..." Riemer, Mitteilungen über Goethe I, 184: „Herder hat wohl recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe ..." Scherer a. a. O. „Goethe sieht Menschen um sich, die Sklaven ihres Herzens sind: er selbst fühlt diesen Tyrann in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht nicht stets entzogen" u. s. w.)

[59] D. W. W. A. 29, 41[8] f.

[60] Vergl. an Frau von Stein, oben Anm. 6 (Launen).

[61] D. W. 29, 57.

[62] Vergl. Faust: Das enge Leben steht mir gar nicht an.

[63] März 1775 widmet er ihr Erwin und Elmire: Den kleinen Strauß, den ich dir binde, Pflückt' ich aus diesem Herzen dir. Nimm ihn gefällig auf, Belinde! Der kleine Strauß, er ist von mir. (Auch sonst bezeichnet Goethe Lili mit dem Namen Belinde; siehe Loeper, Goethes Werke H. III, 18.)

[64] In Einsiedeln läßt sich Goethe die Schatzkammer des Klosters zeigen. Er findet dort eine besonders schöne gezackte Krone. „Ich erbat mir die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden ... Da wäre es wohl der Mühe wert, der junge König zu sein, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe." D. W. 18. Buch (W. A. 29, 115).

[65] Die Verse können erst später entstanden sein, wie Düntzer und von Loeper meinen; die Annahme enthält dadurch eine gewisse Stütze, daß in dem Reisetagebuch nichts steht. Aber sie sind jedenfalls im Geiste konzipiert.

Zu dem Datum vergl. noch Herzfelder, Goethe in der Schweiz S. 28. (Düntzer, Kommentar I, 125; von Loeper, Goethes Werke, Berlin 1882, I, 317.)

[66] Zum Datum vergl. Loeper, Briefe Goethes an Sophie la Roche und Bettina Brentano 1879, S. 112 („Liebe Mama, ich bin wieder da seit einigen Tagen." 27. Juli.)

[67] In den August 1775 gehört das im Septemberheft der Iris 1775 veröffentlichte Gedicht „Herbstgefühl": Und euch betauen, ach, Aus diesen Augen Der ewig belebenden Liebe Vollschwellende Tränen.

[68] Vergl. Wilhelm Meister I. Buch II. Kap. — (Erinnerung an eigenes Erlebnis unverkennbar in den Worten: Endlich schlug die nächtliche Stunde; er entfernte sich aus seinem Hause, schüttelte allen Druck ab und wandelte durch die stillen Gassen. Auf dem großen Platze hub er seine Hände gen Himmel ...; er hatte sich von allem losgemacht ... W. A. 21, 60.)

[69] Vergl. Wilhelm Scherer a. a. O. S. 205. Im Entwurf zur Nausikaa: Ulysses, der halb schuldig halb unschuldig dieses alles veranlaßt ... (Vergl. aber auch Scherer a. a. O. S. 225 bis 226 f.)

[70] Daß Goethe noch weiter lebhaft an Lili dachte, beweisen Worte der Sophie la Roche an Merck: 15. Jänner 1776. Urteilen Sie, ob der gute Bury nicht sehr irre geht, da er glaubt, ich dürfe nur meinem Sohne Göthe schreiben, und das Pflaster auf seine Liebeswunde würde gekocht und aufgelegt werden. (Briefe an J. H. Merck ... herausgegeben von K. Wagner, 1835, S. 85.)

[71] Das Glück der Liebe (später der Entfernung): Der j. G. I, 107. W. A. I, 48. Erinnerung der Liebe Ist wie die Liebe Glück. Schluß des Bundesliedes. (Das im September 1775 gedichtete Bundeslied enthielt in der letzten, sechsten, seit 1789

weggelassenen Strophe die oben angeführten Worte. Der j. G. III, 185 f.) Vergl. W. A. 28, 25 [10] (Die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit). W. A. 28, 81 [26] (Die Abwesenheit machte mich frei und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne.)

[72] Veröffentlicht im teutschen Merkur 1776 1. Quartal. Ende November oder Dezember 1775 entstanden. (Ebenso setzt Loeper das Gedicht Ende des Jahres 1775. Goethes Werke, 1882, I, S. 322.)

[73] Zu Goethes starker Liebe zu Lili vergl. W. A. (D. W.) 29, 38 [14]: Es glich meinen früheren Verhältnissen und war noch höherer Art. Ferner Riemer, Mitteilungen über G., II, 726: „Er vermochte den Herbst des Jahres (1831) auf die angenehmste, ihn wieder verjüngende Beschäftigung zu verwenden, an die Schilderung seiner Liebe zu Lili", ferner a. a. O. II, 17 und 598; auch Varnhagen, Denkwürdigkeiten II, 322 bei Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, 1852, S. 402.

[74] Am 16. Februar 1776 (an Zimmermann) meldet die Mutter, Stella sei erschienen. G.J. XIII, 119. (Das Entstehen der Stella betreffend s. Briefe an Johanna Fahlmer 1775, S. 69—70 f.)

Die Urbilder zu Hermann und Dorothea.

[75] Vergl. D. W. W. A. 27, 109 [25] f.

[76] Über sie vergl. K. v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Karl August und der Minister v. Fritsch, 1874, S. 221—237; G. J. VI, 59 f. und XII, 139 f.

[77] Wohl so weit wie „die vergangenen Jahre".

[78] Beweis hierfür dürften auch die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten sein.

[79] Vergl. Tag- und Jahreshefte unter 1796. W. A. 35, 65.

[80] Vergl. D. W. W. A. 27, 347 f. und 405. (Zettel von Riemers Hand. Neigung zum Verkleiden, zum Inkognito.)

[81] Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, sagt der Wirt in Beziehung auf Hermann. (Thalia, Vers 3.)

[82] Siehe auch Goethe zu Eckermann 18. Januar 1825 (I, 135, Leipzig 1885; vergl. Schluß des letzten Aufsatzes).

[83] Daß Offenbach das Lokal ist, dafür scheint zu sprechen, daß auch Offenbach 1721 von einem Brande zum Teil verzehrt wurde. Pirazzi, Aus Offenbachs Vergangenheit, 1879, S. 69. In Goethe war die Erinnerung an Offenbach in den neunziger Jahren lebendig; s. Brief an d'Orville, September 1799. G.J. 13, 38.

[84] B. verweist auf die Entstehung des Werther in D. W. 28, 221. (W. A.)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Dr. Albert Bielschowsky:

Goethe.

Sein Leben und seine Werke.
In zwei Bänden.

Band I mit Gravüre: Tischbeins Goethe in Italien. 9. u. 10. Aufl. 27.—33. Tausend. In Leinen geb. Mk. 6.—; in feinstem Halbkalblederband Mk. 8.50.

Band II mit Gravüre: Stielers Goethe-Porträt. 8. u. 9. Aufl. 24.—30. Tausend. In Leinen geb. Mk. 8.—; in feinst. Halbkalblederband Mk. 10.50.

Der Kunstwart:

„. . . Bielschowskys Goethe gehört in jedes Deutschen Haus, der überhaupt befähigt ist, Goethe geistig mitzubesitzen". . .

Dr. Franz Servaes im Berliner Tageblatt:

„. . . es ist von Goethe durchsättigt und das ist das Beste. Der ganze Hintergrund lebt, aber bewegt sich unausgesetzt um den Helden. . . ."

Hermann Oeser in der Christlichen Welt:

„. . . Bielschowsky nun läßt diesen freundlichen, gerechten, in einem gelösten Herzen das Leben allseitig berührenden Mann klarer erkennen als seine Vorgänger. Indem er versucht, Goethe zu erkennen, wie dieser selber sein Leben fühlte, inmitten zahlloser Außenweltsbeziehungen sein Leben fühlte, stellt er uns näher in die atmende Gegenwart des großen Mannes als irgend einer seiner Vorgänger oder gleichzeitigen Mitarbeiter."

Dr. Moritz Necker in der Neuen freien Presse:

„. . mit einem einzigen Satze vergegenwärtigt er uns die ganze Kleinheit Weimars im Jahre 1775: „Am Morgen rief der Stadthirt mit einem Horn das städtische Vieh zusammen und am Abend trieb er es durch die schmutzigen und übelriechenden Straßen zurück." Wie denn überhaupt Bielschowsky sehr glücklich in der knappen und ungesuchten lapidaren Prosa ist. . ."

Lillis Bild.

Geschichtlich entworfen von Graf F. v. Dürckheim.

2. vermehrte Auflage von Dr. A. Bielschowsky.

Ein zierlicher Band, mit Porträt, fein geb. Mk. 4.—.

Dieser auf Emanuel Geibels Anregung unternommene biographische Versuch des Grafen Dürckheim hat die Goethe-Literatur um einen anmutigen Beitrag bereichert und das liebliche Bild einer edlen Frau in seiner ganzen Reinheit wiederhergestellt.

Schiller.

In zwei Bänden.

Sein Leben und seine Werke

von

Karl Berger.

Band I mit Gravüre: Schiller im 27. Lebensjahre von Anton Graff. 3. Aufl. 7. 10. Tausend. In Leinen geb. Mk. 6.— In feinstem Halbkalblederband Mk. 8.50.

Band II soll im Herbst 1906 erscheinen.

„Das neue Schillerbuch teilt in der Tat die Eigenart der Bielschowskyschen Goethe-Biographie: wir kommen dem Geschilderten ganz nahe und empfinden doch in jedem Augenblick seine höhere Natur."
(Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Münch in der Nat.-Ztg.)

„Doch man würde nicht die rechte Stellung zu dem Buche bekommen, wenn man es nur als Seitenstück zu Bielschowskys Goethe auffassen wollte."
(Richard Weltbrecht in der Deutschen Zeitung.)

„Die Resultate der neuesten Forschung in einer gewandten, zwischen der Breite Weltrichs und dem Lakonismus Vollermanns geschickt die Mitte haltenden Darstellung." (Dr. Jakob Minor in der Neuen freien Presse.)

Schiller.

Von

Prof. Dr. Eugen Kühnemann.

1. u. 2. Aufl. 1905. 614 Seiten mit Porträt.

Fein gebunden Mk. 6.50.

„. . . Das Buch lebt wirklich! Ausblicke von hoher Warte verbinden überall Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des fortschreitenden Lebens. Kühnemanns Buch hilft zur Lebensschätzung in höherem Sinne erziehen . . ."
(Der Kunstwart, erstes Maiheft 1905 [Schillerheft].)

„. . . Am meisten aber sind wir Kühnemann dafür dankbar, daß er Schiller unserer Gegenwart, mit ihren modernen Bewegungen und Bedürfnissen gegenübergestellt hat: Was Schiller uns sein kann und sein soll! . . ."
(Die Christliche Welt vom 4. Mai 1905.)

„Der große Gewinn unter den zahllosen Nieten der zur Jahrhundertfeier veranstalteten Bücherlotterie ist Eugen Kühnemanns Schiller . . ."
(Dr. Ernst Traumann in der Frankfurter Zeitung vom 19. Oktober 1905.)

Herder.

Sein Leben und seine Werke

von

Dr. Eugen Kühnemann.

Mit Porträt. Fein gebunden Mk. 7.50

„Wer Herder wirklich sucht, wird mit Vergnügen nach Kühnemanns Lebens- und Geistesbild greifen."
(Nationalzeitung.)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Grillparzer.

Sein Leben und seine Werke.

Von

August Ehrhard.

Deutsche Ausgabe von Dr. **Moritz Necker.**

Mit Porträts und Faksimiles.

34 Bogen. 8°. Geh. Mk. 6.50; eleg. geb. Mk. 7.50.

System der Aesthetik.

Von Dr. Johannes Volkelt, o. Professor der Philosophie in Leipzig.

In 2 Bänden.

Erster Band. 1905. 38 Bog. gr. 8°. Geb. Mk. 12.—.

Soeben erschienen:

Ästhetik des Tragischen.

Von Dr. Johannes Volkelt.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

1906. 31½ Bog. gr. 8°. Geh. Mk. 9.—; geb. Mk. 10.—.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Theorie des Tragischen, wie sie sich bisher herausgebildet hat, mehr Vielseitigkeit, Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit gegeben werden müsse, daß sie von einengenden Vorurteilen befreit und der Gesichtspunkt relativ berechtigter, mannigfach abgestufter ästhetischer Werte auch in dieser Theorie eingeführt werden, vor allem auch die Erfahrung als Grundlage mehr berücksichtigt werden müsse. So beschränkt sich der Verfasser durchaus nicht auf Aeschylus, Sophokles, Shakespeare, Lessing, Schiller und Goethe, er berücksichtigt auch das Epos und den Roman, er würdigt und erkennt willig das an, was uns „Moderne" wie Sudermann, Hauptmann, Tolstoj, Zola und Ibsen geboten, hier genau wie bei Schiller und Euripides das Verkehrte, das Häßliche schonungslos aufdeckend. Alles in menschlich verständlicher edler Sprache ohne überflüssigen gelehrten Apparat, so daß auch der Laie sein Verständnis belebt und vertieft sieht.

Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen.

Von

Dr. **Johannes Volkelt.**

1888. 14 Bogen. 8°. Geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Kant. Sein Leben und seine Werke

von

Dr. M. Kronenberg.

III. Auflage. 1905. Mit Porträt. Fein gebunden Mk. 4.80.

„Kein Wort des Lobes ist zu viel für die Art, wie der Verfasser die schwierigsten philosophischen Probleme dem Laienverständnis nahe bringt und Interesse für die innere Entwicklung Kants zu erregen weiß." (Frankfurter Zeitung.)

Goethe- und Schillerstudien.

Erster Band:

Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen.

Von **Dr. Robert Petsch,** Privatdozenten an der Universität Heidelberg.

1905. 19 Bogen. 8°. Mk. 6.—.

Poetik. Von **Hubert Roetteken** Professor an der Universität Würzburg.

Erster Teil. 1902. 20 Bogen 8°. Geh. Mk. 7.—; geb. Mk. 8.—.

Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist.

Von **Dr. Michael Lex.**

1904. IV, 314 S. 8°. Geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—

Märchen Sage und Dichtung.

Von **Dr. Friedrich Panzer,** Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.

1905. 4 Bogen kl. 8°. Geheftet Mk. 1.—.

Statuen deutscher Kultur

Eine Sammlung besonders wertvoller und merkwürdiger Werke deutscher Kunst und Kultur herausgegeben von Will Vesper. — I. Die Germania des Tacitus. II. Hartmann von Aue, Der arme Heinrich. III. Das Hohelied in dreiundvierzig Minneliedern. IV. Luthers Dichtungen.

Jeder Band in leichtem Geschenkband Mk. 1.20—1.80; in Ganzleder Mk. 3.—3.50.

Verschüttete Schätze sollen durch diese Sammlung wieder in den bewußten Besitz der Nation übergehen, indem veraltete Formen mit Sachkenntnis, Ehrfurcht und Geschmack durch neue ersetzt werden. Will Vesper, dessen nachdichtende Uebertragung des Armen Heinrich und der von Herder „ein Juwel unserer Sprache, voll Süßigkeit und Einfalt" genannten dreiundvierzig Minnelieder von autoritativer Seite neben die Arbeiten eines Wilhelm Hertz gestellt wurden, erscheint als Germanist und Dichter zu dieser Aufgabe besonders berufen.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

34041 81

PT
2082
.B5

Bielschowsky, Albert

Friederike und Lili.

DATE | ISSUED TO

34041